Magazin des Soldaten HEFT 3 • MÄRZ 1966 • PREIS MDN 1,–



ARMEE Rundschau



Vignette: Parschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH

Rein äußerlich ist eigentlich nichts ins Auge Stechendes an diesem Gebäude am Antonplatz in Berlin-Weißensee. Im Gegenteil, um zum eigentlichen Eingang zu gelangen, muß man eine schon recht morsche Holzlattentür passieren und einen Hof überqueren. Und doch muß etwas Besonderes an der ehemaligen Lagerhalle des VEB Gummiwerke Berlin, dem heutigen Klub der Nationalen Front „Gerhardt Schlundt", sein, zählen doch 110 Jugendliche aus Weißensee, aus Prenzlauer Berg, Lichtenberg, Treptow und sogar aus Mahlsdorf und Adlershof zu seinen regelmäßigen Besuchern. Daß das so ist, ist in erster Linie einem Mann zu danken: Waldemar Fritz (48), Oberstleutnant der NVA, Klubratsvorsitzender seit 1962, seit 1964 gleichzeitig noch Wohnbezirksausschuß-Vorsitzender. Wenn man sich mit ihm unterhält, spürt man aus jedem seiner Worte, wie sehr ihm seine ehrenamtliche gesellschaftliche Arbeit Freude macht, wie sehr ihm vor allem die Jugend am Herzen liegt.

1945 wurde er Mitglied der SPD, ein Jahr später erlebte er die Vereinigung der beiden Arbeiterparteien in Gotha als Delegierter mit. 20 Jahre SED sind für den ehemaligen Büchsenmachermeister aus Suhl 20 Jahre bewußten, unermüdlichen Wirkens als Genosse, ohne daß er darüber viel Worte verliert. Gesellschaftliches, parteiliches Handeln gehört ganz einfach zu seiner Person, wie Kopf, Arme und Beine.

„Unter der Jugend fühle ich mich wohl, da bleibe ich selbst jung", antwortet er, nach den Motiven für seine Aktivität befragt. „Außerdem sollte man nicht nur über die Jugendlichen reden, sondern zu ihnen gehen und mit ihnen arbeiten. Wer heute über die Jugend schimpft, hat sich noch nicht mit ihr befaßt!"

Goldene Worte möchte man sagen. Für Oberstleutnant Fritz sind es aber nicht nur Worte, er handelt danach. Fast täglich ist er im Klub zu finden. „Nicht gängeln, sondern mit Rat und Tat zur Seite stehen", ist seine Devise. Sieben Jugendliche erarbeiten als Jugendklubrat die monatlichen Pläne. Oft geht's heiß her dabei, man streitet, diskutiert, nicht nur über den Plan, auch über politische Probleme. Kommt man einmal wirklich nicht weiter, oder gibt es Schwierigkeiten — Genosse Fritz ist jederzeit für „seine" Jungens da.

Im vorigen Jahr wurde der Klub renoviert. 70 Prozent der Arbeiten erledigten die Jugendlichen selbst. „Chef" war dabei Hans-Jürgen Sump, der gerade seine Malerlehre beendet hatte. Viele der Jungen arbeiteten von früh bis abend, so Michael Paszkowiak. Seine Mutter brachte ihm sogar das Essen.. Und Waldemar Fritz? Er nahm extra Urlaub, um auch dabeizusein. 50 Prozent der für die Renovierung geplanten Mittel wurden so eingespart. Heute ist der Klub sauber und adrett. Wehe, jemand bewegt sich achtlos, oder beschädigt irgend etwas! Eine sechsköpfige Ordnungsgruppe achtet besonders darauf, daß niemand über die Stränge schlägt. Was Wunder, daß Genosse Fritz das Vertrauen seiner Mädchen und Jungen genießt. Werner Sternemann (18) spricht die Meinung aller regelmäßigen Klubbesucher aus: „Herr Fritz ist prima, er redet uns nicht in unsere Dinge hinein, aber wenn wir ihn brauchen, können wir jederzeit zu ihm kommen."

Günther Wirth



POSTSACK

Sorgen mit der AR

Jeden Monat warte ich sehnsüchtig auf Dich. Doch ich muß immer rennen, um Dich zu bekommen. Du bist so schnell ausverkauft.

Klaus Meyer, Anklam

Mit Abonnement geht's besser

Jahrelang „belagerte" ich in jedem Monat den Zeitungskiosk, um die AR zu kriegen. Dann kam mir die Idee, ein Abonnement aufzugeben. Jetzt habe ich keine Sorgen mehr.

Beate Beiküfner, Neudietendorf

Mietbeihilfen – ja oder nein?

Habe ich neben der Unterhaltszahlung auch Anspruch auf eine Mietbeihilfe?

Rita Münnich, Leppersdorf

Die 1. Richtlinie zur Unterhaltsverordnung legt dazu fest: „Bei der Gewährung von Mietbeihilfen ist im Prinzip davon auszugehen, daß der Ehefrau nach Zahlung der Miete ein Mindesteinkommen von monatlich 200,– MDN und für jedes Kind monatlich 30,– MDN bzw. 40,– MDN verbleibt."

Panne vor Michendorf

Gleich bei der ersten Fahrt mit unserem neuen Škoda MB 1000 hatten wir vor Michendorf eine Panne. Ein Fahrzeug der NVA schleppte uns ab. Trotz heftigen Regens scheute der Kraftfahrer keine Mühe, um uns zu helfen. Vielen Dank!

Ursula Kirchner, Strausberg

Jede zweite versagte ...

Können Sie mir etwas über die sogenannten V-Waffen der Faschisten sagen?

Horst Pagel, Eilenburg

Die sogenannten „Vergeltungswaffen" der Faschisten waren eine Flügelbombe Fi-103 (V-1) und die ballistische Kampfrakete A-4 (V-2). Am 15. 6. 1944 begann der V-1-Masseneinsatz gegen England. Doch von 93 000 gestarteten Flügelbomben kamen 4100 nicht an, da sie von Antifaschisten in den V-Waffenfabriken unbrauchbar gemacht worden waren; aus dem gleichen Grund versagte jede zweite der 1115 V-2-Raketen.





Geburtstagsgruß

Gegen die Armee habe ich nichts zu sagen. Die Manöverbälle sind immer vielseitig gewesen. Ich wünsche Ihnen auch zum zehnjährigen Bestehen alles Gute.

Monika Aue, Sachsenburg

Unterhaltszuschüsse

Gibt es für Offiziersschüler gleichfalls Unterhaltszuschüsse?

Offiziersschüler Kalipke, Spremberg

Unterhaltszuschüsse können auch an Offiziersschüler im 1. oder 2. Lehrjahr gezahlt werden, wenn die Ehefrau im Sinne der Unterhaltsverordnung erwerbsunfähig ist bzw. wegen nachweisbar fehlender Unterbringungsmöglichkeiten für ihre Kinder keine Arbeit aufnehmen kann.

Lob ...

Regelmäßig bekomme ich die Betriebszeitung und zu besonderen Anlässen Glückwunschkarten. Schon das dritte Jahr erhielt ich zu den Festtagen ein schönes Weihnachtspaket. Daran erkenne ich, daß mich die Berliner Verkehrsbetriebe nicht vergessen haben. Das stärkt die Moral und spornt an.

Offiziersschüler Donle, Löbau

... und Tadel

Vierzehn Monate bin ich jetzt bei der NVA. Doch mein Betrieb, der Rangierbahnhof Berlin-Wuhlheide, hat sich noch nicht einmal um mich gekümmert. Ich weiß deshalb nicht, ob ich meinem Betrieb nach der Entlassung die Treue halten werde.

Gefreiter Cieplach, Erfurt

Auf eigenen Sohlen zum Tanz

Muß ich beim Ausgang, vor allem zum Tanz, unbedingt die armeeeigenen Schnürschuhe anziehen?

Unteroffiziersschüler Krause, Frankenberg

Zur langen Uniformhose dürfen auch eigene schwarze glatte Halbschuhe oder Stiefeletten ohne Verzierungen getragen werden.

Liebesbriefschule NVA

Mein Mann war zwei Jahre freiwillig bei der NVA. Seine ersten Briefe ent-

täuschten mich sehr. Ich schrieb es ihm – und siehe, bald wurden sie netter und wahrheitsgetreu. In einem Liebesbrief darf nicht nur Süßholz geraspelt werden; wichtig ist vor allem der offene Gedankenaustausch über alles.

Waltraud Schmidt, Bösleben

Wie oft gibt es Reisezeit?

Bei mehr als sechs Stunden Fahrt gibt es zum Kurzurlaub Reisezeit. Wie oft kann man sie kriegen?

Soldat Hogen, Stallberg

Reisezeit kann nur im Rahmen der in der DV 10/14 festgelegten Mindestanzahl von Kurzurlaub gewährt werden; das heißt also, sechsmal in 18 Monaten Grundwehrdienst.

Deswegen die Flinte ins Korn werfen?

Ich finde die Meinung des Offiziersschülers Horn (Postsack, Heft 12/1965) sehr sonderbar.

Unterfeldwebel Dittmann, Hinsdorf

Als erwachsener Mensch muß man sich seiner Entschlüsse klar bewußt sein und darf sie nicht von Kleinigkeiten abhängig machen. Das ist charakterlos. Alles im Leben muß hart erarbeitet werden.

Walther Renkewitz, Freiberg

Meinem Freund würde ich etwas erzählen, wenn er solch eine Auffassung hätte!

Renate Förster, Stahnsdorf

Mein Mann ist auch Offiziersschüler in Plauen. Wie will sich Genosse Horn auf seine Lernaufgaben konzentrieren, wenn er sich die Nächte um die Ohren schlägt? Ich finde, der Ausgang bis 24.00 Uhr ist für alle Tage schon viel zuviel.

Christel Schwarz, Halberstadt

Gerade als angehender Offizier sollte Genosse Horn etwas mehr Bewußtsein haben.

Heidrun Frihse, Ettischleben

Warum haben Sie sich überhaupt für die Offizierslaufbahn beworben? Ihre Meinung ist nicht mal eines Unteroffiziers würdig!

Dieter Hölling, Hohenmölsen

Mit dem „Wenn ich meinen Nuckel nicht kriege, dann gehe ich nachhause!" sollte sich mal die Partei- oder FDJ-Gruppe auseinandersetzen.

VP-Unterleutnant Striegler, Berlin



Wo doch uneigennütziges Handeln die Offiziere der NVA auszeichnen sollte, ist es mir unverständlich, daß er als Offiziersschüler wegen des gekürzten Ausgangs gleich die Flinte ins Korn werfen will.

Unteroffizier Lange, Hinsdorf

So einer sollte wirklich lieber wieder heimgehen und seinen Studienplatz einem verständigeren und besseren Genossen überlassen, denn eine unvorhergesehene Ausgangssperre könnte den Genossen Horn zum Weinen bringen – wie jeden Leser seine Meinung.

Lothar Schäfer, Rostock

Stöhr'sches Selbstporträt

Wer ist eigentlich dieser Helmut Stöhr, der so lustige Verse machen kann – z. B. zu „Backe, backe Kuchen" im Dezember 1965?

Burgunde Schaue, Lauchhammer

Ein Musikus im EWE,
schreib' Rundfunkstücke (kinderlich).
Dem Hobby (Boot und Müggelsee)
ist Zeitnot meistens hinderlich.
Für Fraun hab' ich ne starke Schwäche
(ich könnt' sie Tag und Nacht bedichtern),
in Versen bin ich manchmal freche,
ansonsten leider ziemlich schüchtern.

Herzlichen Gruß – Helmut Stöhr

Falsch bekoppelt

Im Heft 12/65 trägt Steffen auf Seite 49 zum Mantel ein Lederkoppel. Entweder gar keins oder ein Gurtkoppel!

Oberfeldwebel Richter, Marienberg

Kennzeichen für Funkorter

Woran kann man die Genossen der funktechnischen Truppen erkennen?

Fritz Heim, Haynsburg

Sie tragen die Waffenfarben der Luftstreitkräfte und nach abgeschlossener Spezialausbildung das Dienstlaufbahnabzeichen für Funkorter.



An Hauptmann Franz

Über die AR möchte ich gern alle ehemaligen Genossen grüßen, besonders aber Hauptmann Franz von der Schule in Plauen. Er war mir als Lehrer und Kommandeur immer ein großes Vorbild und ist es heute noch.

Peter F. Kunkel, Berlin

Achtung – Kurven!

Die AR ist sehr gut. Bloß eins gefällt mir nicht: Warum werden immer solche „Puppen" abgedruckt? Es gibt auch andere Mädchen, die nicht so „kurvenreich" sind. Solche Mädchen sollten auch mal abgebildet werden.

Obermatrose Naass, Stralsund

Geld für Unteroffiziersschüler

Wieviel Geld kriegt eigentlich ein Unteroffiziersschüler? Da soll doch irgendwas neu geregelt sein.

Hans Klemberg, Gera

Mit der neuen Dienstlaufbahnordnung wurden ab 1. 2. 1966 u. a. auch die neuen Besoldungsbestimmungen für Unteroffiziersschüler wirksam. Danach bekommen sie im Monat 180,– MDN sowie ein anteilmäßiges Übergangsgeld von 80,– MDN für jeden Monat geleisteten Grundwehrdienst. Ferner können verheiratete Unteroffiziersschüler, deren Frauen erwerbsunfähig sind und über keine eigenen Einkünfte verfügen, zusätzliche Zahlungen für die Ehefrau und die im Haushalt lebenden Kinder erhalten. Sie betragen monatlich 90,– MDN für die Frau und 30,– MDN für das Kind, höchstens jedoch 180,– MDN im Monat.

Albern

Ich finde es albern, wenn Mädchen im „Postsack" schreiben, daß sie irgendwo einen Armeeangehörigen kennengelernt, jedoch vergessen haben, die Adressen auszutauschen, und ihn nun über die AR suchen. Es kommt mir vor, als ob man es da nicht mit jungen Damen, sondern mit kleinen Kindern zu tun hat.

Wilfried Nowsky, Rostock

Autogrammadresse: Moskau

Mit großem Interesse habe ich alle bisher erschienenen Bücher von Generalleutnant Popjel gelesen. Ich möchte ein Buch von ihm signieren lassen. Wohin muß ich mich wenden?

Regine Watz, Karl-Marx-Stadt

Schreiben Sie an N. K. Popjel in Moskau – G 314, Tschaikowskistraße 9/2

Funker auf Zeit

Seit 1957 bin ich Funker, und mit dem Herzen dabei. 1961 erwarb ich die Lizenz an einer Klubstation. Jetzt war ich zum Reservistenwehrdienst. Da ich das Wichtigste, das Hören und Geben, beherrschte, war ich schnell in der Lage, meine Aufgaben zu erfüllen. Vielleicht regt das die Armeefunker an, sich nach der Entlassung gleichfalls der GST anzuschließen und sich dort eine sinnvolle Freizeitgestaltung zu schaffen.

Siggi Presch, Berlin





Vignetten: Arndt

Was ist der „blaue Peter"?

Sei doch bitte in einer Wette unser Schiedsrichter, liebe AR. Was ist der „blaue Peter"?

Holger Streubing, Pasewalk

Das ist eine Flagge des internationalen Flaggenstellings. Sie ist blau und enthält in der Mitte ein weißes Rechteck; sie wird als Abschiedsflagge bezeichnet und von Handelsschiffen beim Auslaufen gesetzt. An Bord von Kriegsschiffen ist der „blaue Peter" dagegen nicht üblich.

Berichtigung

Im Heft 1/1966 („Übergangsgeld anteilmäßig") gaben wir irrtümlich eine falsche Auskunft. Ein Anspruch auf anteilmäßiges Übergangsgeld entsprechend dem vor Beginn der Offiziersausbildung geleisteten Grundwehrdienst besteht nur für Offiziersschüler, deren Studium an der Offiziersschule nach dem 1. 7. 1965 begonnen hat. Gemäß dem Grundsatz für lohnpolitische Maßnahmen gibt es keine rückwirkenden Zahlungen. Wir bitten, unseren Fehler zu entschuldigen.

Nur dienstlich in Watte gepackt

Darf der Watteanzug auch außerdienstlich getragen werden, beispielsweise auf dem Wege vom und zum Objekt?

Unteroffizier Reinhardt, Leipzig

Nein, das ist nicht gestattet.

Gern gesehen

Jedesmal, wenn ich unsere Soldaten sehe, habe ich Freude daran. Nicht nur, weil sie gut aussehen, sondern weil sie für den Schutz unserer Republik viele Entbehrungen auf sich nehmen.

Sigrun Körner, Arnstadt



Gefreiter Alf Wagner fragt: Warum nehmen wir in Anspruch, die Interessen ganz Deutschlands zu vertreten?

Oberst Richter antwortet

Fragen können auch Antworten sein! So frage ich diesmal dagegen! Also: Von welchem Deutschland ist überhaupt die Rede? Vom vergangenen und faschistischen Deutschland, welches gegen die halbe Welt und das eigene Volk einen fürchterlichen Krieg führte?

Von dem gespaltenen, welches heute in Gestalt zweier Staaten, allerdings mit sehr entgegengesetztem Charakter existiert?

Oder etwa von dem Deutschland, welches hätte endlich zum Wohle seiner Menschen und aller umwohnenden Völker nach 1945 entstehen müssen?

Natürlich für letzteres, das ist ganz klar . . . oder nicht? Weil es doch noch gar nicht existiert, meinen Sie?

Doch, das beginnt schon zu existieren! Wenn es auch seine Zeit braucht. Da ist das Land, auf dem es entstehen wird: Seine Grenzen sind die beiden deutschen Staaten von heute! Da sind die Menschen, die in diesen beiden Staaten leben: die heutige Generation wird sich beeilen müssen! Dann ist da der Reichtum, den diese Menschen schaffen! Und schließlich ist da die DDR, die staatliche Basis dazu: Wir, die Armee, werden ihren Bestand sorgsam behüten müssen!

Aber: Erheben nicht auch noch andere einen solchen Anspruch? Ja, sehr laut, sehr anmaßend, zähneknirschend: Die Bundesrepublik! Genauer: Ihre derzeitige Regierung! Noch genauer: Die gleichen Klassenkräfte, die bereits das alte Deutschland verspielten! „Heute gehört uns Westdeutschland, morgen dazu die DDR und übermorgen die ganze Welt!" so ähnlich ist wohl ihre Kongo-Müller-Doktrin. Aber darauf gibt es weder einen politischen, moralischen, nationalen noch völkerrechtlichen Anspruch.

So bleibt die dritte Gegenfrage: Warum sollten wir keinen solchen Anspruch erheben? Fußt unsere Republik etwa nicht auf dem Potsdamer Abkommen und der „bewältigten Vergangenheit"? Ist unser Volksstaat etwa nicht friedliebend, rechtmäßig mit Volksvertretung, Verfassung und humanen Gesetzen?

Antifaschisten und Sozialisten sind zwar keine Rechtsnachfolger von Faschisten. Das ist klar. Wir sind überhaupt keine Nachfolger, Thronfolger oder Erben der Leichen von Volksfeinden! Wir sind als Arbeiter-und-Bauern-Macht etwas vollkommen Neues in der deutschen Geschichte. So wie es sich die einfachen Menschen im alten Deutschland aber doch schon immer erträumten und wie es im Grunde ihres Herzens auch die westdeutschen Arbeiter und Bauern möchten.

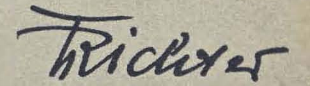
Wir sind da, wir bleiben da und erheben Anspruch darauf, im Namen der Millionen Menschen beider deutscher Staaten für die einzige denkbare, mögliche und anerkennenswerte Variante eines neuen, wiedervereinigten Deutschland zu sprechen.

Soldat Hans Reschke fragt: Was geschieht mit Berufssoldaten, die den Bestimmungen der Versorgungsordnung unterliegen, nach ihrer Entlassung? Werden die gezahlten Beiträge später angerechnet?

Ihre gezahlten Beiträge werden ihnen auch im zivilen Bereich angerechnet. Nach Ziffer 6 der Versorgungsordnung, die vom Ministerrat beschlossen wurde, entrichtet jeder Berufssoldat bzw. Soldat auf Zeit 10% der Bruttovergütung als Versicherungsbeitrag. Das kann mehr als in der SVK sein. Deshalb erhält auch jeder Versicherte während seiner Dienstzeit einen erhöhten Versicherungsschutz. Das sind höhere Leistungen im Krankheitsfall oder bei Dienstbeschädigung, großzügigere medizinische Sachleistungen und Geldleistungen, die entsprechend der Höhe der beitragspflichtigen Vergütung gezahlt werden. Rückerstattung von Teilen der entrichteten Beiträge bei Ausscheiden aus dem aktiven Dienst ist deshalb nicht möglich.

Bei einer späteren Rentenberechnung durch die SVK werden die zur Versorgungsordnung gezahlten Beiträge in voller Höhe berücksichtigt. So gleicht sich die höhere Leistung während der Dienstzeit wieder aus.

Ihr Oberst







GRENZ-DURCH-BRUCH

Von Karl Wurzberger

Es regnete.

Oberleutnant Zimmer stapfte hinter dem Soldaten Warmut den Waldrand entlang. Jedesmal, wenn er einen Fuß hob, schmatzte der Morast unter seinen Stiefeln.

Soldat Warmut war am Vortag zur Grenzkompanie versetzt und seinem Zug zugeteilt worden. Zimmer hatte mit ihm gesprochen, und ihm schien, daß der Zwanzigjährige das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Mitglied der Freien Deutschen Jugend war er obendrein.

Seit sieben Uhr waren sie unterwegs. Warmut mußte den Grenzabschnitt der Kompanie schnell und gründlich kennenlernen.

Zimmer beobachtete ihn. Und er bemerkte, daß der mittelgroße, schlanke Soldat gewandt war, die Tarnmöglichkeiten ausnutzte, nach allen Seiten Obacht gab und sich offenbar bemühte, seinen Kampfbefehl gut auszuführen.

Als sie einen Punkt erreicht hatten, von dem sich Felder in mäßigem Abfall zur Grenze breiteten, gab Zimmer dem Soldaten das Zeichen zum Stehenbleiben.

Sie setzten sich nebeneinander unter einen Strauch, der die schlimmste Nässe abhielt. Zimmer nahm sein Zigarettenetui und hielt es Warmut mit einem gemurmelten „Bitte!" hin. Der Soldat blickte ihn an. „Danke, Genosse Oberleutnant. Ich bin Nichtraucher."

„Na prima", sagte Zimmer und lächelte. „Da kommen Sie nachts wenigstens nicht in Versuchung." Als seine Zigarette brannte, reichte er Warmut das Glas. „Dieser Abschnitt rechts der Straße heißt ‚Breite', einfach Breite", sagte er mit einer ausholenden Armbewegung.

„Das Dorf gleich jenseits der Grenze ist Gerbhausen, das Städtchen dahinter Dudersdorf. Der Wald hinter uns nennt sich Dudersdorfer Wald, und die Höhe rechts drüben ist der Eichenberg."

„Ich habe alles erkannt, Genosse Oberleutnant", erwiderte Warmut nach einer Weile.

„Die ‚Breite' ist einer unserer Schwerpunkte." Zimmer nahm noch einen tiefen Zug aus seiner Zigarette, warf dann den Stummel auf den Boden und bohrte ihn mit dem Stiefelabsatz in die nasse Erde.

„Die ‚Breite' im Stück von der Straße bis zu dieser Senke am Waldrand vor dem Eichenberg. Sie heißt Gerbhauser Schlucht. Obwohl Schlucht übertrieben ist."

„Gestatten Sie eine Bemerkung, Genosse Oberleutnant", sagte Warmut und sprach gleich weiter, „daß Grenzverletzer entlang dieses Waldes in der Schlucht durchzukommen versuchen, kann ich mir vorstellen. Es ist ja Wald auf beiden Seiten der Grenze. Aber über die ‚Breite' . . .?"

Er schwieg, und dieses Schweigen hieß, es ist ja kaum möglich, daß einer verrückt genug ist, und über diese freie Fläche geht. Hier gibt es kein Durchkommen . . .

„Unterschätzen Sie die Lage nicht, Genosse Soldat", redete Zimmer in dessen Gedanken hinein. „Natürlich, die Schlucht ist wichtig und muß gesichert werden. Aber hier haben es die Grenzverletzer leichter. Verstehen Sie, leichter! Sie nähern sich, beobachten den Grenzposten, warten sein Weggehen ab und brechen durch!" Später, als sie zum Eichenberg gingen, dachte Soldat Warmut immer noch an die Worte seines Zugführers. ▶

Es ist schon etwas dran.
Sie nähern sich und beobachten dich aus dem Hinterhalt. Sie klären genau auf, was du machst, wie du dich bewegst, ob du wachsam bist oder nicht. Erst dann, wenn sie alles wissen, wenn sie sich ihre Chancen an den Fingern abzählen können, dann wagen sie es. Dagegen müssen sie, wenn sie sich durch den Wald annähern, immer damit rechnen, daß sie überraschend auf einen von uns stoßen...

Bald darauf hatten sie den Eichenberg erreicht, und Zimmer machte den Soldaten mit dem Gelände des jenseitigen Grenzgebietes vertraut.

Er zeigte ihm die Kaserne einer Einsatzabteilung des BGS-Kommando Mitte, die sich am Nordwestrand des Städtchens befand. Der derzeitige Kommandeur dieser BGS-Abteilung, Major Thiesser, war als Nazi bekannt.

Später, als sie zur Grenzkompanie zurückgingen, dachte Soldat Warmut immer noch an das Gespräch, das er mit seinem Zugführer auf der „Breite" geführt hatte.

Aber er war müde, und es regnete immer noch.

■

Vier Wochen später, der Mai hatte alles in frische Farben getaucht, saß Soldat Warmut seinem Zugführer in dessen Arbeitszimmer gegenüber.
„Ich beabsichtige, Sie heute nacht als Postenführer einzusetzen!" sagte Zimmer derart unvermittelt, daß der Soldat einige Sekunden benötigte, um den Sinn der Worte zu begreifen. „Ich weiß, daß Sie gute Kenntnisse besitzen, das Gelände bereits kennengelernt haben und in der Lage sind, diese Aufgabe zu erfüllen!"

Da gab sich Warmut einen Ruck, stand auf und nahm Haltung an. „Danke, Genosse Oberleutnant... Ich... Ich werde mir Mühe geben."

„In Ordnung", sagte Zimmer und lächelte. „Bereiten Sie sich heute nachmittag noch ein bißchen vor. Immerhin ist es Ihr erster Einsatz als Postenführer..."
Als Warmut ging, hatten sie sich über vieles unterhalten. Über die Pflichten des Postenführers, über die Belastungen des Grenzdienstes und über die Gefährlichkeit des Gegners.
Und er ging mit dem Gefühl des Stolzes, der Freude, aber auch einer eigenartigen Unruhe in seine Stube.

■

Die Nacht war dunkel und windig. Erst um Mitternacht lockerte sich die Wolkendecke und ließ hin und wieder spärliches Mondlicht zur Erde sickern.

„Ich habe Vertrauen zu Ihnen, Genosse Soldat", hatte Zimmer gesagt. „Erfüllen Sie Ihren Kampfbefehl gut."
Diese Worte ließen dem Soldaten Warmut keine Ruhe. Sie trieben ihn von der Straße, die nach Gerbhausen hinüberführte, zu dem Beobachtungsturm mitten auf der „Breite", und von dort zur Schlucht.

Diese Schlucht zog ihn unwiderstehlich an. Dort verweilte er länger als an anderen Stellen, länger, als er dort hätte verweilen sollen. Doch dann dachte er wieder an die Gerbhauser Straße, an die Gasse, die dort das Sperrensystem durchschnitt.

„Komm", sagte er zu seinem Posten. „Wir müssen zur Straße. Ich habe keine Ruhe, ich kann hier nicht herumsitzen. Wenn ich daran denke, daß dort inzwischen etwas passieren könnte..."

Sein Posten, ebenfalls ein Soldat, der mit ihm zur Grenzkompanie versetzt worden war, versuchte zu murren, später fügte er sich. Denn er kannte Warmut und wußte, daß der seinen Willen sowieso durchsetzen würde.

Und so ging es immer zwischen Straße und Schlucht hin und her. Ruhelos, ohne nennenswerte Pause. Waren sie an der Straße, dachte Warmut nur an die Schlucht. Lagen sie dort in Stellung und horchten hinein in den Wald, versuchte er einerseits dessen Geräusche zu deuten, war aber in Gedanken bereits wieder an der Straße.

Und er fühlte geradezu, wie dort ein Mensch die Grenze, die Gasse beobachtete, wie er begann, die Drähte durchzuschneiden, wie er vorsichtig weiterging.

Der Zugführer hat recht, sie haben es verdammt leicht hier, dachte er und sagte zu seinem Posten: „Komm, zur Straße. Du gehst voraus, beobachtest nach links und vorn..."

Der Soldat zögerte einen Augenblick, erhob sich dann aber und ging voran, in der Dunkelheit nur schwach zu erkennen. Und Warmut folgte ihm.

„Schneller!" flüsterte er, als sie die „Breite" halb hinter sich gelassen hatten und das Gerüst des Beobachtungsturmes in der Nacht verschwamm.

Und er bemerkte nicht, wie sich hundert Meter weiter zwei Gestalten tief in das junge Korn duckten und erst dann weiterschlichen, als sie die Straße fast erreicht hatten.

■

Soldat Warmut schrak auf, als ihn jemand rüttelte. Die Sonne schien durch das Fenster, und vor ihm stand der Unteroffizier vom Dienst.

„Stehen Sie auf, Genosse Soldat.. In zehn Minuten melden Sie sich beim Kompaniechef. – Der Bataillonskommandeur ist auch hier." Die letzten Worte sagte er in einem Ton, als wolle er seinem Befehl mehr Nachdruck verleihen.

„Jawohl... Ist etwas los?" fragte Warmut und sprang aus dem Bett.

Der Unteroffizier hob die Schultern, hatte einen bedauernden Ausdruck im Gesicht, und Warmut fühlte, daß er ihm etwas verschwieg. Aufgeregt fuhr er in Uniform und Stiefel, zerrte sein Handtuch aus dem Spind und lief in den Waschraum.

Was will der Bataillonskommandeur?



Illustrationen: Wolfgang Würfel

Warum muß ich mich beim Kompaniechef melden?
Was ist los?
Die Ereignisse der letzten Tage durchwanderten sein Hirn, aber es fiel ihm nichts ein. Wenigstens nichts, das ihm den Unwillen des Kompaniechefs hätte einbringen können...
Schnell kämmte er sich, überprüfte noch einmal den Sitz des Koppels und der Feldmütze und fühlte nach den Knöpfen. Denn der Kommandeur war ja anwesend!

Demzufolge konnte es nichts Belangloses sein. Der Kommandeur konnte doch nicht wegen jeder Kleinigkeit kommen und sich mit den Soldaten unterhalten. Da hätte er viel zu tun.
Dann stand er vor der Tür, an der ein Schild mit dem Namen des Kompaniechefs befestigt war. Er hielt den Kopf ein wenig schräg, so, als wolle er hineinlauschen, hob die Hand, zögerte einen Augenblick und klopfte dann doch. Er klopfte laut und vernehmlich, straffte sich und trat ein.

Gedankenschnell wanderten seine Augen durch den Raum. Sie erfaßten den Kompaniechef,

einen fast kleinen, schmächtigen Offizier mit hoher Stirn und schmalem blassen Gesicht, der immer ein wenig mürrisch dreinblickte, den Bataillonskommandeur, einen großen, vitalen Menschen mit breiten Backenknochen und glänzenden Augen, die seine Umgebung stets etwas spöttisch zu mustern schienen, und seinen Zugführer.

Oberleutnant Zimmer sah blaß und übernächtigt aus. Und er blickte ihn mit einer eigenartigen Mischung von Enttäuschung und Hoffnung an.

Warmut meldete sich zur Stelle.

„Danke, Genosse Soldat. Nehmen Sie Platz!“ Jetzt kommt die Pause, in der man sich die Worte zurechtlegt, dachte Warmut, indem er sich setzte. Und dann erst das Übliche: Die Frage nach dem Befinden, wie es einem gefällt . . .

„Sie haben heute Nacht einen Grenzdurchbruch zugelassen!“

Der Kommandeur sagte das mit seiner spröden, dialektgefärbten Stimme mitten in die Gedanken des Soldaten hinein.

Was hat er gesagt?

Grenzdurchbruch?

Und ich sollte ihn zugelassen haben? Ich?

Er blickte einen nach dem anderen mit ungläubigen Augen an, schüttelte den Kopf mit einem kleinen Lächeln, das sich aber sofort wieder verflüchtigte, und ballte die Fäuste auf dem Tisch. Und gerade, als er sich gesammelt hatte, als er etwas erwidern wollte, redete der Kommandeur weiter.

Während der Nacht hatten zwei Personen die Staatsgrenze in Richtung Westdeutschland überschritten. Aller Wahrscheinlichkeit nach zwei Jugendliche, die wegen krimineller Delikte seit dem Vortag nicht mehr zu Hause waren und in Fahndung standen.

Mitten über die Breite hatten sie sich angenähert, waren stückweise gekrochen und hin und wieder liegengeblieben. Die Spuren, die sie im jungen Getreide zurückgelassen hatten, bewiesen es.

Das letzte Stück hatten sie im Laufschritt zurückgelegt . . .

Das Weitere hörte Warmut nur mit einem Ohr . . . Grenzdurchbruch, und bei mir. Zum ersten Mal Postenführer und dann gleich das Schlimmste, was einem Grenzer passieren kann. Herrgott noch mal, ist das nun Pech, Schicksal oder Unvermögen? Was habe ich denn falsch gemacht? Und ich habe dem Zugführer versprochen, daß ich mir alle Mühe geben werde . . .

„Genosse Soldat!“

Warmut schreckte auf und bemerkte erst jetzt, daß der Kommandeur schwieg, daß ihn alle erwartend anblickten. „Sie sollen dem Kommandeur über Ihre Dienstdurchführung berichten!“

Und Warmut redete. Er berichtete zuerst stokkend, wie er seinen Kampfbefehl erhalten, wie er die Ablösung durchgeführt und den Dienst organisiert hatte. Und je stärker sich die vergangene Nacht in ihm vergegenwärtigte, um so freier sprach er. Von seinen Befürchtungen, daß er beobachtet würde, daß ein Grenzverletzer gerade dort durchbrechen könnte, wo er nicht war, und von seiner Ablösung in den Morgenstunden . . .

„Ich bin ununterbrochen hin und her gelaufen! Von der Schlucht zur Straße, von der Straße zur Schlucht! Ich habe mir keine Ruhe gegönnt, glauben Sie mir, Genosse Hauptmann. Weil es die Grenzverletzer auf der ‚Breite‘ doch so leicht haben!“

Da hob der Kommandeur rasch den Kopf, und in seine Augen stieg jener eigenartige Glanz, den sie immer annahmen, wenn er Neuem, Unerwartetem auf der Spur war.

„Wie sagten Sie eben? Weil es die Grenzverletzer leicht haben?“

„Jawohl“, sagte Warmut überzeugt. „Sie können den Posten beobachten, sein Weggehen abwarten und dann durchbrechen. Deshalb hatte ich doch keine Ruhe, deshalb war ich ja die ganze Zeit unterwegs. Und es war doch noch zuwenig. Hätte ich das geahnt, glauben Sie mir, Genosse Hauptmann . . .“

Da blickte der Kommandeur den Kompaniechef an, den Zugführer, und als seine Augen zu Warmut zurückkehrten, wurde ihr Glanz hart.

„Sie stellen die Dinge auf den Kopf, Genosse Soldat! Die Grenzverletzer haben es nicht leicht!“

„Ja, aber . . .“ Warmut stockte und blickte hilfesuchend zu seinem Zugführer. „Es ist doch so!“

Da legte der Kommandeur seine großen, nervigen Hände auf den Tisch. „Anders herum wird ein Schuh daraus, Genosse Soldat. Wir, konkret gesagt SIE machen es den Grenzverletzern leicht! Sie machen es ihnen leicht!“

Erregt sprang er auf, trat an das Fenster und redete wie zu sich selbst. „Sie wissen, daß die Grenzverletzer erst alles aufzuklären versuchen, daß sie erst dann durchbrechen. Sie wissen es, und Sie machen es ihnen leicht! Sie tun genau das, was der Grenzverletzer erwartet, wie er es haben will!

Statt daß Sie liegenbleiben, denn der Grenzverletzer muß sich ja bewegen. ER muß, nicht wir!“

Impulsiv wandte er sich dem Soldaten zu und stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch.

„Verstehen Sie: ER muß, und nicht wir! Zum Teufel, woher haben Sie nur diese schädlichen Auffassungen!“

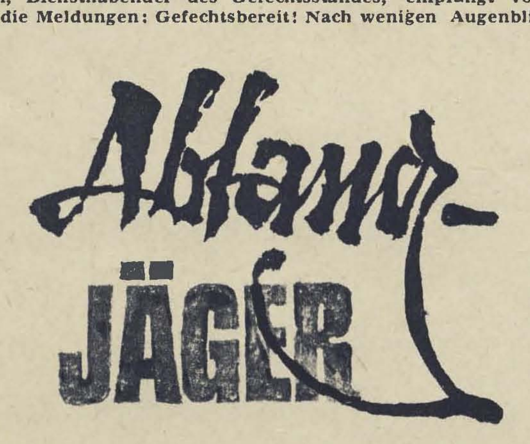
Soldat Warmut verstand, und es fiel ihm wie Schuppen von den Augen. Jawohl, ER muß und nicht ich! ER muß! Aber der Zugführer hat doch . . .

Da stand Zimmer auf, der in den letzten Minuten immer nachdenklicher geworden war, der begriffen hatte, daß eigentlich er selbst es war, der den Grenzdurchbruch zugelassen hatte.

Er stand zögernd auf, und als er den Kopf hob und endlich redete, war ein Klirren in seiner Stimme.

„Von mir hat er diese Gedanken, Genosse Kommandeur. Ich bin schuld, ich habe alles falsch gemacht. Und ich bitte, daß Soldat Warmut Postenführer bleibt!“

Gefechtsalarm! Ein Luftraumverletzer über dem Territorium der DDR. Oberleutnant Heinz-Jürgen Köppen, Diensthabender des Gefechtsstandes, empfängt von den unterstellten Einheiten und Stationen die Meldungen: Gefechtsbereit! Nach wenigen Augenblicken starten die ersten Maschinen.





Der Pilot fliegt nicht allein, stellten Ernst Gebauer (Fotos) und Rolf Dressel (Text) bei den Jagdfliegern fest



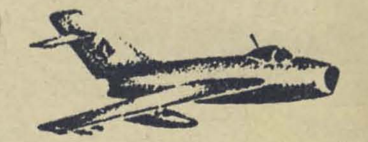
◀ Aufmerksam verfolgen Hauptmann Lothar Gosche, Steuermann (Mitte), Unteroffizier Jürgen Noack, Planzeichner (rechts), und Unterleutnant Horst Emmert, Steuermann-Leitoffizier, den Kurs des Zieles.

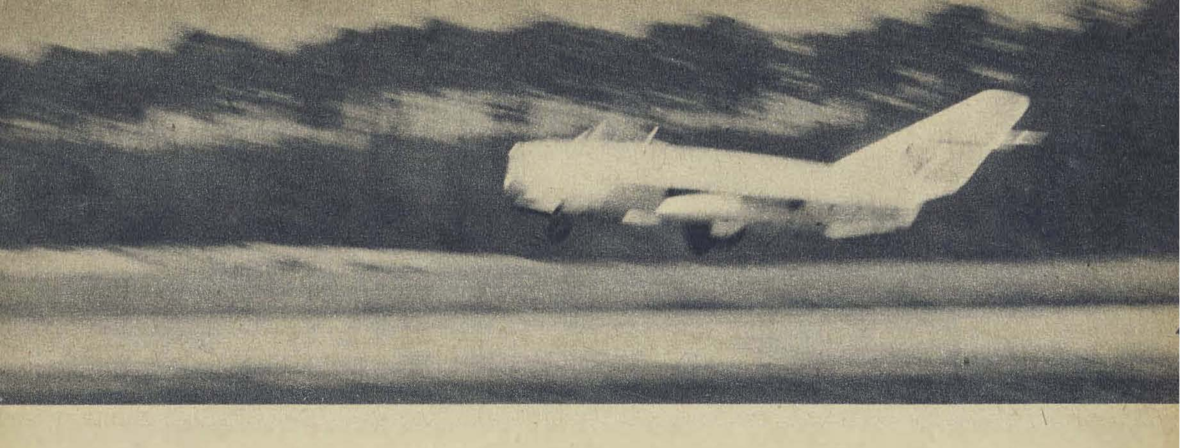
„107 — Start!" Wie ein Pfeil rast der Silbervogel über die Betonpiste und hebt sich laut dröhnend vom Boden ab. ▶

„107 — Ihr Kurs 320 — Ihre Höhe 6000!" ruft Unterleutnant Horst Emmert, Steuermann-Leitoffizier in einem Jagdfliegertruppenteil, in das Handmikrophon.

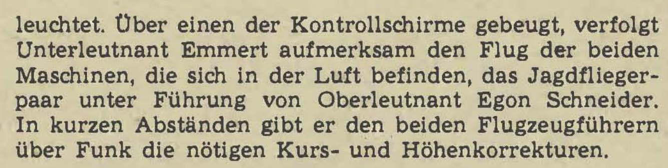
„Kurs eingenommen!" antwortet wenig später krächzend eine Stimme aus dem Lautsprecher.

Die Genossen im Gefechtsstand arbeiten angespannt. Der Raum ist abgedunkelt, nur die Luftlagekarte und die Kontrollschirme der eingeschalteten Rundsichtgeräte sind be-





Abfang-JÄGER



leuchtet. Über einen der Kontrollschirme gebeugt, verfolgt Unterleutnant Emmert aufmerksam den Flug der beiden Maschinen, die sich in der Luft befinden, das Jagdfliegerpaar unter Führung von Oberleutnant Egon Schneider. In kurzen Abständen gibt er den beiden Flugzeugführern über Funk die nötigen Kurs- und Höhenkorrekturen.

Gefechtsalarm war vor wenigen Minuten ausgelöst worden. Ein fremdes Flugzeug ist in den Luftraum unserer Republik eingedrungen. Unangemeldet, doch nicht unbemerkt. Sofort haben es die langen, unsichtbaren Fühler der Rundblickstationen aufgefaßt. Auf der Luftlagekarte wird sein Kurs verfolgt, Flughöhe und Geschwindigkeit sind ermittelt. Das Jagdfliegerpaar ist aufgestiegen, um den Luftraumverletzer abzufangen.

Deutlich ist auf dem Kontrollschirm zu sehen, wie sich das Paar dem Luftziel nähert. Kurskorrekturen schwirren durch den Raum, Höhenangaben, Positionsmeldungen, Rückfragen und immer wieder Kurskorrekturen. Einer möchte die Zielhöhe wissen, ein anderer die Höhe der Wolkenuntergrenze. Für Laien etwas verwirrend, was sich in diesen Minuten hier abspielt.

„Sehen Sie das Ziel?“ ruft Unterleutnant Emmert ein paarmal in den Äther. Doch jedesmal verneint der Paarführer seine Frage. Anscheinend führt der Gegner Manöver in der Höhe durch; und die Abfangflugzeuge fliegen über oder unter ihm hinweg.

Wie ein Pfeil jagt die „107“, geführt von Oberleutnant Schneider, dem Paarführer, am Himmel dahin. So ein Fuchs, denkt der Pilot, will uns auch noch ausstechen. Kaum waren er und sein Begleiter 2000 Meter höher geklettert, da war der Luftraumverletzer schon wieder zum Gleitflug übergegangen und befand sich nun unter ihnen. Es ist ein reines Katz- und Mausspiel, das der Gegner mit ihnen treibt.

„Ziel links vor Ihnen — drei Kilometer!“ hört Oberleutnant Schneider im Kopfhörer die vertraute Stimme von Unterleutnant Emmert. Wie gut, daß es den Leitoffizier gibt, denkt er und beschleunigt sofort das Tempo. Aufmerksam späht Schneider nach links vorn. Und richtig, im Dunst sieht er plötzlich einen kleinen Punkt dahinjagen. Als er sich ihm nähert, erkennt er, daß es eine

◀ **Die Flugzeugführer und ihre technischen Helfer rennen an ihre startbereiten Maschinen. Jede Sekunde kann entscheidend sein.**

MiG aus einem anderen Truppenteil ist, die den Gegner darstellt.

„Ziel erkannt!“ meldet der Paarführer zum Gefechtsstand. Ohne den Gegner aus den Augen zu lassen, wartet er auf den Befehl zu weiteren Handlungen. Doch der bleibt aus. Warum?

Soeben war Unterleutnant Emmert noch froh, das Abfängerpaar endlich an das Ziel herangebracht zu haben, doch nun schaut er bestürzt auf den Kontrollschirm. Der eine Lichtpunkt entfernt sich plötzlich vom anderen.

„Das Paar hat sich getrennt!“ meldet Emmert. Und das ausgerechnet bei der Annäherung an das Luftziel. Die Genossen im Gefechtsstand sehen sich überrascht an. Wie konnte das nur geschehen? Hat der zweite Flugzeugführer seinen Paarführer aus den Augen verloren? Eine verzwickte Luftlage, die nur schwer zu korrigieren ist.

Der Diensthabende des Gefechtsstandes weist den Steuermann-Leitoffizier sofort an, die zweite Maschine schnell wieder heranzuführen, damit das Paar seine Gefechtsaufgabe lösen kann. Doch auch ohne diese Anweisung weiß Unterleutnant Emmert, was jetzt zu tun ist. Seine Augen kleben förmlich auf dem Kontrollschirm, das Mikrophon hält er dicht vor den Mund. Ununterbrochen gibt er neue Höhenwerte, Kurs- und Geschwindigkeitsangaben durch, die diesmal nur dem Piloten der zweiten Maschine gelten.

Bald hellt sich das Gesicht des Unterleutnants wieder auf. Die beiden Lichtpunkte auf dem Sichtgerät sind wieder dicht beisammen. Die Spannung im Gefechtsstand beginnt sich zu lösen. Unverzüglich ruft der Diensthabende ins Mikrophon:



Mit Überschallgeschwindigkeit jagen die beiden Abfangflugzeuge, vom Gefechtsstand über Funk geführt, dem Luftraumverletzer entgegen.

„107 – zwingen Sie Ziel zur Landung!“

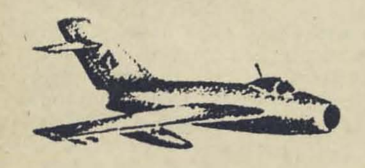
Darauf hatte Oberleutnant Schneider gewartet. Gespannt hatte er in den Kopfhörer gelauscht, wie Emmert die andere Maschine wieder heranführte. Dabei blieb er selbst ständig am Gegner. Nun ist es soweit. Noch einmal drückt er auf die „Tube“ und fliegt nach links heraus, um seitwärts neben den Gegner zu kommen. Die andere Maschine geht indessen schräg dahinter in Schußposition.

Nun befindet sich der Luftraumverletzer in der Zange. Oberleutnant Schneider wackelt ein paarmal mit den Tragflächen und kurvt in Richtung auf den eigenen Flugplatz ein. Gehorsam folgt der Gegner, der die Aussichtslosigkeit seiner Lage erkannt hat, der Landeaufforderung. Gemeinsam geleiten ihn die beiden Abfangjäger zum Flugplatz.

Das Jagdfliegerpaar hat seine Abfangaufgabe gelöst. Unmittelbar an der befohlenen Linie wurde der Luftraumverletzer gestellt. So froh Oberleutnant Schneider nach der Landung darüber auch ist, mit dem „Wie“ ist er keineswegs zufrieden. Es darf einfach nicht vorkommen, daß sich ein Jagdfliegerpaar gegenseitig aus den Augen verliert. Eine kleine Unachtsamkeit beim Fliegen war es nur, die sie auseinanderbrachte. Im Ernstfall kann das ins Auge gehen. Unterleutnant Emmert und den anderen Genossen im Gefechtsstand haben sie es zu verdanken, daß sie den Gegner noch rechtzeitig stellen konnten.

So ist das aber bei den Jagdfliegern: Obwohl der Flugzeugführer alleine in der Maschine sitzt, fliegt er doch nicht alleine. Nicht nur der Steuermann-Leitoffizier, auch der Planzeichner, der Auswerter und sogar der Meteorologe fliegen gewissermaßen mit.





Kaum ist Oberleutnant Egon Schneider, der Paarführer, in die Kabine geklettert, da schaltet er sich in das Funknetz ein: „107 – startbereit!“



H. Räde: „Solange der Frieden Feinde hat", Lithografie, 55 × 30 cm (DDR)

Gedanken zur „1. Internationalen Kunstausstellung sozialistischer Armeen — Klassenbrüder — Waffenbrüder" in der Berliner Nationalgalerie

Von Karl Heinz Hagen

Das Thema „Der Soldat in der Kunst" ist uralt. Der Pariser Louvre bewahrt die Siegesstele des Naram-sing aus Susa auf; sie ist etwa 4000 Jahre alt und eines der ältesten Zeugnisse dieser Thematik. Die Antike hat uns ihre Heldendarstellungen auf Tempelfriesen und Säulen hinterlassen. Alle diese Werke, ihre Zahl ist Legion, sind für uns wertvoll, weil sie Wesentliches über den allgemeinen Zustand und das kulturelle Niveau der Gesellschaft, die Entwicklung der Waffenherstellung und des Militärwesens aussagen.

In Verruf geriet das Thema in Deutschland durch die bürgerliche Historien- und Schlachtenmalerei. Nur wenige Bilder ragen aus der Mittelmäßigkeit heraus, unter ihnen Menzels „Überfall bei Hochkirch" und Hodlers „Aufbruch der Jenenser Studenten". Den Tiefpunkt erreichten die Faschisten mit ihrem soldatischen „Blut-und-Boden"-Kitsch. In dieser Zeit aber schuf ein Dresdner Künstler, der Kommunist Fritz Schulze, mit seinem Holzschnitt „Der Kämpfer" eines der erhabensten Denkmäler proletarischen Soldatentums. Otto Griebel, Sandor Ek, Paul Eickmeier und viele andere hatten das Thema des bewaffneten Arbeiters vor ihm behandelt. Jedoch erst das Blatt Fritz Schulzes aus dem Jahre 1938 erreichte einen solchen Grad der Verallgemeinerung, daß es zum Sinnbild für unsere Armee der Arbeiter und Bauern werden konnte.

Diese Armee besteht jetzt zehn Jahre. Obwohl sie die jüngste unter den Armeen der Warschauer Vertragsstaaten ist, hat sie ihre Schlagkraft am 13. August 1961 und in gemeinsamen Manövern bereits beweisen können. Die Waffen-

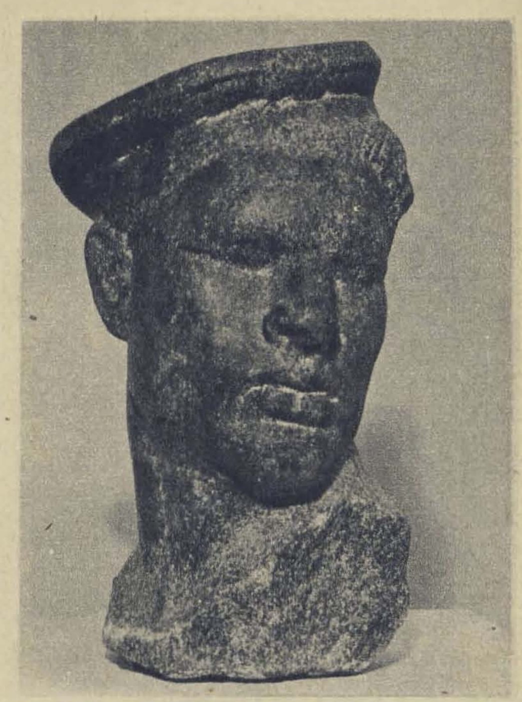
Der Soldat in der Kunst

brüderschaft der sozialistischen Streitkräfte beruht auf dem gemeinsamen Willen, die Menschheit für immer von der Geißel des Krieges zu befreien. Die Soldaten des Warschauer Paktes verbindet die Vorstellung von einer besseren Welt, in der auch die schönen Künste dem Menschen zum natürlichen Bedürfnis werden. Deshalb stehen die Arbeiter und Bauern im Waffenrock an der Seite der Künstler, die mit ihnen für das gleiche Ziel streiten.

Diese Gemeinsamkeit läßt sich in der 1. Internationalen Ausstellung sozialistischer Armeen, die am 28. Februar in der Berliner Nationalgalerie eröffnet wurde, aus sehr unterschiedlichen, zum Teil national bestimmten Handschriften ablesen. Der Soldat wird aufgefaßt als Teil seiner Klasse und der sozialistischen Gesellschaft, in der jedes Glied seine bestimmte Aufgabe zu erfüllen hat. In folgendem soll versucht werden zu zeigen, daß die verschiedenen Themengruppen in allen Länderkollektionen auftreten; eben darin spiegelt sich die Einheit in den Grundauffassungen unserer Länder wider.

Die Stellung des Soldaten in der sozialistischen Gesellschaft, seine Volksverbundenheit haben viele Künstler als Thema gewählt. Walter Womacka (DDR) ist auf der Ausstellung mit seinem jüngsten Bild „Gespräch am Strand" vertreten. Fischer und Soldaten des Küstenschutzes unterhalten sich. Das scheinbar Episodische ist durch Monumentalität des Bildaufbaus ins Allgemeingültige erhoben. Wer Womackas frühere Werke kennt, wird feststellen, daß der Künstler erfolgreich zur Vertiefung der Charaktere vorgedrungen ist.

Auf entgegengesetzte – stark dekorative – Weise, die dem Wandbildcharakter des Bildes angemessen ist, behandelt der rumänische Maler Mihai Mustata das gleiche Thema. Zwischen diesen beiden formalen Extremen liegt eine große Anzahl von Werken, die beweisen, welche vielfältigen Gestaltungsmöglichkeiten der sozialistische Realismus in der Kunst zuläßt. Die sowjetischen Künstler Bersin („Wieder in der Brigade"), Gylekewjan („Zuhause") und Gelowani („Familie aus Duschetin") unterstreichen mit



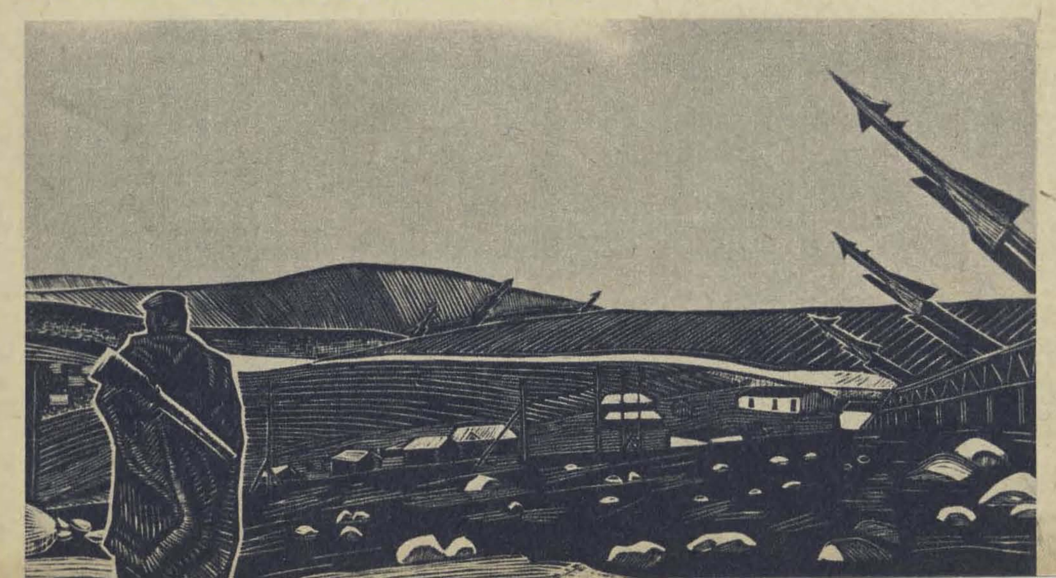
St. Horno-Poplawski: „Ein polnischer Matrose"
Granit, Höhe 49 cm (Polen)

ihren Bildern, daß auch für den Soldaten das größte Glück im Frieden liegt. Diese humanistische Auffassung offenbaren besonders die Werke, in denen Soldaten im Einsatz gegen Naturkatastrophen („Hilfe bei Hochwasser", Kaltnadelradierung von Elizbieta Bors, Polen) dargestellt werden.

In der sozialistischen Kunst spielt das Menschenbild des Soldaten eine überragende Rolle. Das



G. F. Sacharow: „Raketenstellung", Linolschnitt (UdSSR)



läßt sich an vielen Beispielen der Ausstellung nachweisen. Das hervorragendste ist meiner Meinung nach der Kopf eines polnischen Matrosen, den Stanislaw Horno-Poplawski aus einem Granitstein herausgehauen hat. In dieser Porträtsplastik verbinden sich revolutionäres Weltbild, proletarische Kühnheit, Intelligenz und humanistische Gesinnung zu vollendeter Harmonie.

Unter den sowjetischen Arbeiten ist bemerkenswert eine Porträtbüste des ersten Kosmonauten der Welt, Gagarin, die von dem Moskauer Künstler Postnikow stammt. In der tschechoslowakischen Abteilung fallen die grafischen Blätter von Martin Sladký („Bewaffneter Arbeiter". Litho) und Vladimír Šolta auf, dessen „Kronstädter Matrose"(Holzschnitt) die Oktoberrevolution ausdrucksstark symbolisiert.

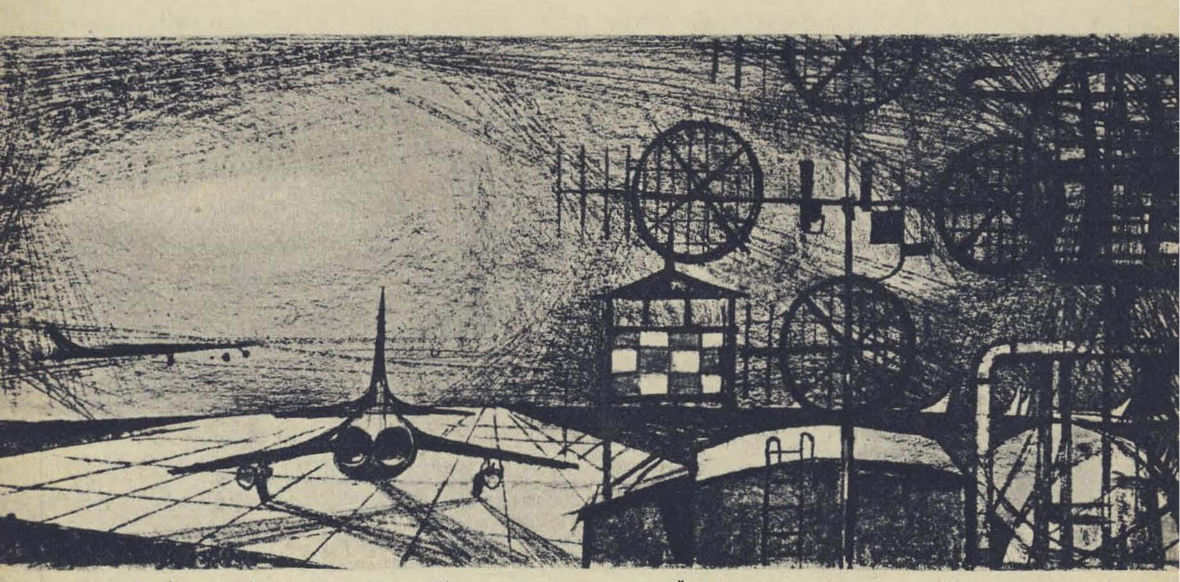
Das Bildnis des Soldaten ist am häufigsten in der DDR-Abteilung vertreten.

Nach 1945 war es zunächst nicht leicht, dem vom deutschen Imperialismus in zwei Weltkriegen geschändeten Bild des deutschen Soldaten ein anderes, echtes Ideal entgegenzusetzen. Die bildenden Künstler der DDR haben ihrem Staat – und letztlich sich – einen Dienst erwiesen, indem sie das Bild des proletarischen Klassenkämpfers, das Fritz Schulze 1938 geprägt hatte, wieder entdeckten und als soldatisches Ideal ins Bewußtsein der DDR-Bürger trugen. Daran beteiligten sich Künstler der älteren Generation wie Otto Nagel. Wilhelm Rudolph und jüngere Künstler wie Gerhard Müller, Gerhard Thiel und andere.

Den problematischen Teil der Ausstellung bilden in allen Länderabteilungen Werke, die sich mit dem täglichen Dienst des Soldaten befassen. Hier die Poesie des Lebens zu finden, gelingt nur wenigen. Zu den wenigen gehören meines Erachtens der bulgarische Grafiker Jakobov und die polnische Grafikerin Olga Peczenko-Srzednicka. Ihre Blätter „Artilleriestellung im Winter" und „Die Landung" (nach dem Fallschirmabsprung) sind bei Wahrung der Realität weitgehend künstlerisch verdichtet.

Schwierigkeiten bereitet auch die Darstellung der modernen Technik, ohne die eine Armee heute nicht mehr denkbar ist. Fast alle „Panzer"-Bilder sind langweilig. Wir haben hier die gleiche Erscheinung wie in der übrigen bildenden Kunst, die sich auch – mit gutem Grund – scheut, automatische Taktstraßen, Schaltwände und ähnliches ins Bild umzusetzen. Um so höher ist zu bewerten, daß es dem tschechoslowakischen Grafiker Alfréd Fuchs mit seiner Lithographie „Auf dem Flugplatz" gelungen ist, die technische Atmosphäre eines Düsenflugplatzes in künstlerisch interessanter Form einzufangen. Auch die „Raketenstellung", ein Linolschnitt des sowjetischen Grafikers G. F. Sacharow, regt zur Betrachtung an. Nicht so sehr, weil der Künstler besondere Kompositionsmittel verwendet, sondern weil die altmeisterliche russische Stichtechnik (die Faworski unübertroffen beherrschte) und die moderne Raketentechnik einen Kontrast erzeugen, der die Wirkung des Blattes künstlerisch überhöht. Dagegen bleibt das Ölbild „Der Wächter der Heimat" des Ungarn Jósef Legéndy mehr im Symbolisch-Dekorativen hängen.

Aufgabe der Ausstellung ist, nicht nur Gegenwärtiges, sondern auch Vergangenes, das heißt die Traditionen der einzelnen Armeen zu zeigen. Viele Künstler haben die revolutionären Kämpfe selbst mitgemacht. Sie gestalten daher aus eigenem Erleben. Den jüngeren sind die Kämpfe so intensiv überliefert, daß die heiße Dramatik ihre Phantasie beflügelt und ihr Talent zu teilweise außerordentlichen Leistungen an-



A. Fuchs: „Auf dem Flugplatz", Lithografie, 23 × 54 cm (ČSSR)

gespornt hat. Daher weisen die Werke mit Themen aus dem Bürgerkrieg in der UdSSR, aus dem Großen Vaterländischen Krieg und den Partisanenkämpfen der einzelnen sozialistischen Länder auch die – durchschnittlich gesehen – relativ höchste künstlerische Qualität auf.

Die Ausstellung erhält durch den Porträtkopf der „Partisanin“ von Wera Muchina, „Die Verteidigung Petrograds“ von Alexander Deineka und die „Buchenwaldgruppe“ von Fritz Cremer ihre besondere Note. Die drei Werke sind heute schon in den Bestand der Weltkunst aufgenommen worden. Vor allem freuen wir uns, dem berühmtesten Bild Alexander Deinekas wieder zu begegnen, das wir in der Akademie-Ausstellung 1965 vermißt haben. Der Künstler hat „Die Verteidigung Petrograds“ ein zweites Mal gemalt, weil das Original nicht mehr transportfähig ist.

Die Staatlichen Kunstsammlungen Dresden veranstalteten 1963 eine Ausstellung „Rumänische Kunst der Gegenwart“. Schon damals fiel der 1930 geborene Grafiker Marcel Chirnoaga mit seinem Zyklus „Gegen den Faschismus“ auf. Diesmal zeigt er sechs Blätter zum gleichen Thema, die zum besten gehören, was die Ausstellung zu bieten hat. Auch der Holzschnitt „1945“ des bereits erwähnten bulgarischen Grafikers Jakobov gehört zu den Ausstellungsstükken, die im Gedächtnis haften bleiben. Die Geborgenheit des Kindes im Schutze des Partisanen, ein in der sozialistischen Kunst häufig vorkommendes Sujet, ist von Jakobov im individuellen wie im gesellschaftlichen Bereich vorbildlich gestaltet.

Auch unsere Nationale Volksarmee hat ihre Traditionen. Etwas davon wurde 1964 in der Ausstellung „Kunst zwischen den Kriegen“ sichtbar, die zum erstenmal einen Überblick über die proletarisch-revolutionäre Kunst Deutschlands gab. Die Ausstellung, über die hier gesprochen wird, enthält die bekannten Werke von Otto Nagel („Testament“), Oskar Nerlinger („Demonstration“) und Heinrich Ehmsen („Die Erschießung des Matrosen Egelhöfer“). Das Bekenntnis zu diesen Werken ist ein Bekenntnis zur kämpfenden Arbeiterklasse und zu ihrer Kunst. Die jüngeren Künstler haben das Thema aufgenommen und sind wie Willi Neubert mit seinem Ölbild „Aufstand der Arbeiter 1923“ zu eigenen, neuen Lösungen gekommen. Wie wir wissen, wurde in der Vergangenheit wiederholt versucht, einen Keil zwischen die Generationen zu treiben, um ideologische Fehler in Generationsprobleme umzufälschen. Die Linie, die von den Märzkämpfern 1848 über die revolutionären Kieler Matrosen, die Rote Ruhrarmee, das Thälmann-Bataillon, das Nationalkomitee Freies Deutschland und die Helden von Buchenwald zur Nationalen Volksarmee führt, läßt sich auch in der deutschen Kunst genau verfolgen. Die Väter haben das revolutionäre Erbe bewahrt und an ihre Söhne weitergegeben, bis schließlich das, was Generationen kämpfend erhofft haben, im Staat der Deutschen Demokratischen Republik Wirklichkeit wurde.



M. Jakobov: „1945“, Holzschnitt, 70 × 50 cm (Bulgarien)

Der Untertitel der Ausstellung „Waffenbrüder – Klassenbrüder“ kennzeichnet ein marxistisch-leninistisches Prinzip, dessen Anwendung sich erneut im Manöver „Oktobersturm“ praktisch bewährt hat. Und – angeregt durch ein Manövererlebnis des „AR“-Redakteurs Gerhard Berchert – hat der DDR-Grafiker Hans Räde eine Lithografie geschaffen, die das Prinzip der Klassen- und Waffenbrüderschaft künstlerisch dicht veranschaulicht. Je ein Soldat der vier am Manöver teilnehmenden Armeen ist am Reinigen einer Panzerkanone beteiligt. Sie ziehen alle am gleichen Strang. Das Motiv ist ganz alltäglich und einfach, aber eben dieses Einfache, jedem Verständliche, zu finden und zu gestalten, das ist Aufgabe des Künstlers, und sie ist meistens sehr schwer. Dieses Blatt gehört in die Truppenunterkünfte, denn es mahnt jeden Soldaten, die Waffenbrüderschaft als höchste Tugend der sozialistischen Armeen zu achten.

Die Kommandeure, die die Ausstellung hoffentlich zahlreich mit ihren Soldaten besuchen, werden darüber hinaus noch manches andere Werk finden, das in Speise- und Kulturräume paßt. Denn eine solche Ausstellung ist nicht nur für ein paar Kunstwissenschaftler da, sondern in erster Linie für den Menschen, dem Johannes R. Becher prophezeite: Kunst wird einmal sein allen das Gemäße!



GLOBAL- und ORBITALRAKETEN

Von HEINZ MIELKE,
Vizepräsident
der Deutschen
Astronautischen
Gesellschaft

Mit dem Aufkommen strategischer Raketenwaffen globaler Reichweite (12 000 bis 20 000 km und mehr), deren Einsatzreife erstmals von den sowjetischen Raketenexperten bekanntgegeben wurde, hat auch der Begriff „Raumwaffen" (s. „AR" 2/66) eine wesentliche Erweiterung erfahren. Danach kann man heute praktisch alle raketengetriebenen Kampfladungsträger (vornehmlich Kernsprengladungen), die Anflugbahnen bis weit in das Grenzgebiet der Hochatmosphäre zum erdnahen kosmischen Raum haben bzw. mehr oder weniger auf Satelliten-Umlaufbahnen fliegen, zu den Raumwaffen zählen. Man könnte sie wegen ihrer zeitlich stark begrenzten Einsatzlebensdauer auch als „temporäre" (zeitweilige) Raumwaffen bezeichnen, im Gegensatz zu den stationären, die meist in Gestalt von dauerhaften „Atombomben-Satelliten" in den USA offiziell diskutiert werden.

Letztes Glied der temporären Raumwaffen war vor einigen Jahren die Interkontinentale Ballistische Rakete, auch kurz „Interkontinentalrakete" genannt, mit einer maximalen Reichweite von etwa 10 000 bis 13 000 km. Die großen Fortschritte in der Raketenantriebstechnik ergaben dann zuerst für die sowjetischen Raketenwaffenspezialisten die Möglichkeit, selbst massereiche Kampfladungen auf so hohe Geschwindigkeiten zu bringen, daß damit auch globale Entfernungen überbrückt werden konnten. Das Antriebsvermögen dieser „Globalraketen" ist sogar so groß, daß sie entgegengesetzt zur Rotationsrichtung der Erde in ihre Anflugbahn gebracht werden können. Damit kann eine Globalrakete praktisch aus allen Richtungen auf das Territorium des Gegners anfliegen, wodurch dessen Frühwarn- und Abwehrsystem vor eine äußerst schwierige und nur mit sehr großem Aufwand lösbare Aufgabe gestellt wird.

Die Flugbahn einer Globalrakete dieses Typs ist im Prinzip Teil einer sehr langgestreckten und daher weit in den Raum hinausreichenden Ellipse. Der Umlaufbrennpunkt dieser Ellipse befindet sich im Massenzentrum der Erde. Selbstverständlich kann nur der Teil der Ellipse von der Rakete bzw. dem eigentlichen Kampfladungsträger durchflogen werden, der außerhalb des Erdkörpers zwischen dem Brennschlußpunkt der letzten Raketenstufe und dem Zielgebiet liegt. Wenn auf diesem Wege Entfernungen von 20 000 km und darüber erreicht werden sollen, ergeben sich allerdings schon sehr weit in den Raum hinausreichende Bahnen (Erdabstand des Gipfelpunktes der Bahn mehr als ein Erddurchmesser). Dadurch wird aber die Flugzeit für Überraschungseinsätze ungünstig groß. Allerdings sind derartige „ballistische" Globalraketen, wie man sie ihrer besonderen Bahnmechanik wegen auch nennen könnte, mit bodenständigen Frühwarn- und Abwehrmitteln, wie schon angedeutet, nur sehr schwer zu erfassen. Nicht zuletzt wegen ihrer extrem großen Zielannäherungsgeschwindigkeit, die bei Antipodenreichweiten etwa in der Größenordnung von 9 bis 10,5 km/s liegt. Die Brennschlußgeschwindigkeit des Raketensystems muß etwa den gleichen Wert erreichen, so daß das Antriebsvermögen einer ballistischen Globalrakete noch das einer Trägerrakete für erdnahe Satellitenbahnen übertrifft. Diese Feststellung ist sehr wichtig, da sie auch vom antriebsökonomischen Standpunkt gewisse Nachteile dieses Typs temporärer Raumwaffen kennzeichnet. Abwehrmöglichkeiten gegenüber ballistischen Globalraketen lassen sich außerdem durch Frühwarn- und Abwehrleitsysteme, deren Beobachtungselemente als Satelliten um die Erde kreisen, verbessern.

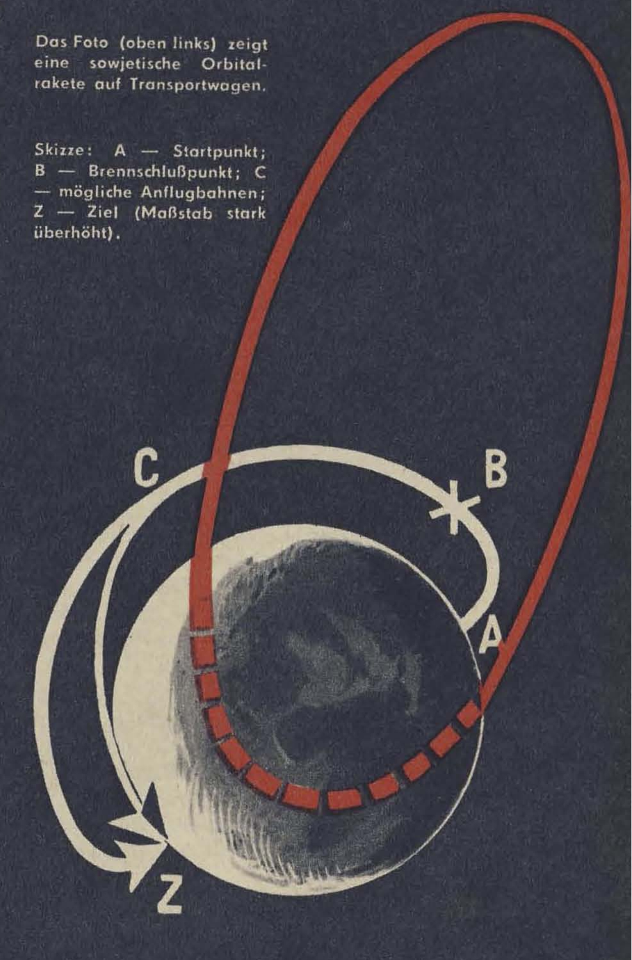
Die zweite Gruppe der temporären Raumwaffen, die vom Standpunkt einer Reichweiten-

klassifikation eigentlich auch zu den Globalraketen gezählt werden müßten, werden wegen ihrer besonderen Flugbahncharakteristik als „Orbitalraketen" bezeichnet. Dieser Begriff wurde erstmalig von den sowjetischen Raketenwaffenspezialisten geprägt, die als erste ihrem Land einsatzfähige Kampfladungsträger dieses Typs bereitstellten. Die Bezeichnung geht auf den Begriff „orbita" (lat. orbis = Bahn) zurück, der in der russischen Raketen- und Raumfahrtfachsprache seit Ziolkowski im allgemeinen für geschlossene Umlaufbahnen (Satellitenbahnen) verwendet wird. Wie aus den bisherigen Informationen und verschiedenen Überlegungen hervorgeht, gilt das Prinzip der unbedingt geschlossenen Erdumlaufbahn für Orbitalraketen jedoch offenbar nicht in aller Strenge.

Der Bahnverlauf für Orbitalraketen unterscheidet sich eben gerade in diesem Punkt wesentlich von dem der stationären Raumwaffen-Satelliten. Während letztere mehr oder weniger lange vor Ausbruch eines Krieges und damit auch entsprechend lange vor ihrem direkten Einsatz in möglichst dauerhafte Satellitenbahnen zu bringen wären, werden Orbitalraketen erst unmittelbar für den Einsatzfall in ihre Bahn gebracht. Diese entspricht dann einer extrem erdnahen, kreisförmigen Satellitenbahn (etwa 150 km Höhe und darunter), die bei fehlender Erdatmosphäre durchaus noch zu einem dauerhaften Erdumlauf führen würde. Durch den Luftwiderstand in der Hochatmosphäre wird sie jedoch in eine praktisch instabile Schrumpfungs- bzw. Abstiegsbahn verwandelt. Das heißt, je nach der Anfangshöhe der Bahn und dem besonderen, zeitbedingten Dichteverlauf in der Hochatmosphäre kann der Kampfladungsträger einen mehr oder weniger langen Weg in seiner Bahn zurücklegen, ehe er wie ein rückkehrendes Satelliten-Raumschiff sein Zielgebiet erreicht. Während aber bei einem Raumschiff die Abstiegsbahn durch ein genau dosiertes Einschalten von Bremstriebwerken eingeleitet wird, ist die Abstiegs- bzw. Zielanflugbahn einer Orbitalrakete im Prinzip von einem solchen nicht geringen zusätzlichen Aufwand unabhängig, da die natürliche atmosphärische Abbremsung einen völlig hinreichenden Effekt ergibt. Die genaue Kenntnis der aerodynamischen Einflüsse auf die Bahnmechanik (Dichtemodell der Hochatmosphäre, Flugkörperform) ist aber unbedingt Voraussetzung, wenn der Zielanflug genau sein soll.

Die Bahn einer Kampfrakete dieses Typs ist somit praktisch nur ein in seiner Reichweite genau vorausbestimmbares Teilstück einer Quasi-Satellitenbahn. Je nach den Anfangs- und Randbedingungen könnte eine solche Bahn aber auch zu mehr als einem vollen Umlauf führen, wobei sich eine laufende Bahnschrumpfung ergibt, die im Endeffekt ebenfalls wieder in eine Abstiegsbahn übergeht. Bei mehr als einem Umlauf würden aber gerade die wesentlichsten Vorteile gegenüber einem bodenständigen gegnerischen Frühwarn- und Abwehrsystem verlorengehen. Erfolgt nämlich der Zielanflug eines Orbital-Kampfladungsträgers noch innerhalb eines ersten Teilumlaufs, so ist er erst in einer relativ späten Flugphase durch Ortungsgeräte sicher zu erfassen. Hinzu kommt dann noch, daß es auch einer elektronischen Bahndatenauswertung große Schwierigkeiten bereitet, den für die Lenkung von Anti-Raketen wichtigen weiteren Bahnverlauf zu bestimmen, da der Zusammenhang zwischen aerodynamischen Flugkörpereigenschaften (zusätzlich durch programmgesteuerte technische Eingriffe noch veränderbar!) und dem Einfluß des hochatmosphärischen Dichteverlaufs schlecht zu erfassen ist. Als letztes sei noch erwähnt, daß Orbitalraketen selbstverständlich auch nach allen Richtungen in Umlauf gebracht werden können, wobei der Antriebsbedarf in jedem Fall unter dem der ballistischen Globalraketen bleibt. Dadurch kann ihre Kampfladungskapazität gegenüber diesen noch entsprechend vergrößert werden.

Das Foto (oben links) zeigt eine sowjetische Orbitalrakete auf Transportwagen.



Skizze: A — Startpunkt; B — Brennschlußpunkt; C — mögliche Anflugbahnen; Z — Ziel (Maßstab stark überhöht).



Unheilige Dreieinigkeit auf einem westdeutschen U-Boot-Fahrer-Treffen: Bundesmarine, US-Navy und Kriegsverbrecher Dönitz.

„Gestatten: Leutnant zur See Dönitz!"

Von Kapitänleutnant R. Rosentreter

Flensburg. Wie ein Hufeisen umspannt die Stadt die Spitze der weit ins Land leckenden Zunge. Es ist, als müsse die Bastion aus Häusern und Mauern verhindern, daß das Meer den schmalen Streifen Erde zwischen Nord- und Ostsee vollends zerschneidet und dort auch eine geographische Linie zieht, wo eine politische Grenze verläuft. Denn da steht ein Verkehrsschild mit der Aufschrift: „ZOLL–DOUANE". Hier ist der Übergang nach Dänemark – nur fünf Kilometer vor den Toren der Stadt.

Das Nordtor und Flensburgs Kirchen gehören zu den wertvollsten Baudenkmälern vergangener Jahrhunderte, unbestritten! Dagegen umstritten ist eine andere Vergangenheit dieses nördlichsten deutschen Hafens.

... die Admirale kamen wieder

Der Kaiser gab einst die Losung: „Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser", und Großadmiral Tirpitz gab die Anregung hinzu, in Flensburg-Mürwik eine Marineschule zu bauen. Für die Welteroberung eine Armada und für diese Armada Seeoffiziere! So wurde 1909 die Schule eröffnet, die noch heute trotzig wie eine Ordensburg über dem Fördeufer thront. Von wenigen Ausnahmen zwischen 1939 und 1945 abgesehen, wurden hier alle Fähnriche der kaiserlichen Marine, der Reichsmarine, der Nazimarine und der Bundesmarine ausgebildet.

Der Kaiser mußte endgültig die Segel streichen, als Heizer und Matrosen das Feuer aus den Kesseln rissen, aber die Flamme der Revolution entfachten. Der Kaiser ging – die Admirale kamen wieder. Sie bauten eine neue Marine auf, und einer von jenen, die die Mürwiker Piratenschule durchlaufen hatten, des Kaisers U-Boot-Offizier Dönitz, wurde 1943 Hitlers Großadmiral.

32 000 U-Boot-Leute waren bereits von Feindfahrt nicht mehr zurückgekehrt, Hitler hatte sich schon durch Selbstmord ein Ende gesetzt – aber eben diesen Dönitz als Thronfolger bestimmt. Und die Mürwik-Schüler um den Großadmiral hofften immer noch, im Westen einen Waffenstillstand schließen zu können, um dann „gemeinsam gegen den Bolschewismus" zu marschieren. Mit diesem Kurs verhandelte Generaladmiral von Friedeburg im Auftrage von Dönitz mit dem britischen Befehlshaber Montgomery. Er forderte im Raum Flensburg–Mürwik eine Enklave. Im Widerspruch zu den britischen Bündnispflichten wurde dieses „Schutzgatter" zugesichert.

So kam Flensburg zum traurigen Ruhm, Residenz des 20-Tage-Führers zu werden. Friedeburg hatte mit Keitel in Berlin die bedingungslose Kapitulation unterzeichnet, aber in Flensburg rückten keine Besatzungstruppen ein, an die Stelle der „Leibstandarte Adolf Hitler" trat das „Wachbataillon Dönitz", über Mürwik wehte noch am 10. Mai die „Reichskriegsflagge". Und während Dönitz Besprechungen mit den West-Alliierten führte, unterschrieb er weiter – Todesurteile.

So fiel auf dem Schießplatz in Mürwik unter den Kugeln des Exekutionskommandos Kapitänleutnant Asmus Jepsen, der die Matrosen seines Zuges entlassen hatte, weil er glaubte, der Krieg sei zu Ende. Der Maschinengefreite Christian Süß wurde am 11. Mai (!) wegen „Zersetzung der Wehrkraft" (!) hingerichtet, trotz eines Gnadengesuches (!).

Drei Wochen konnte Dönitz im Mai 1945 noch regieren, aber auch nicht länger – dank dem Eingreifen der Sowjetunion. Es schien, als würde es auch für die militaristische deutsche Marine keine Auferstehung mehr geben. Das mag selbst Dönitz empfunden haben, der in seinen Memoiren schrieb:

„Kapitän zur See Wolfgang Lüth, einer der erfolgreichsten U-Boot-Kommandanten ... kam am 14. Mai 1945 in Mürwik bei Flensburg durch



Traditionstafel auf dem im Juli 1965 in Dienst gestellten Zerstörer „Bayern" — ein hartes Brett vor dem Kopf der Besatzungen.

einen tragischen Unglücksfall ums Leben. In der Aula der Marineschule nahmen wir ... von ihm Abschied.

Es war wie ein Symbol. In dem an Überlieferungen so reichen Raum ... erwiesen wir in dieser Totenfeier am Ende des Krieges und vor einer ungewissen Zukunft nicht nur Lüth, sondern der uns so teuren Marine die letzte Ehre." Wenige Monate später saß Dönitz als Kriegsverbrecher auf der Nürnberger Anklagebank.

Ein alter Mann und das Meer

Längst ist er wieder auf freiem Fuß – der alte und neue Oberbefehlshaber Dönitz. Entscheidenden Anteil an der Verbreitung maritimen militaristischen Ungeistes hat in und südlich von Flensburg der revanchistische „Deutsche Marinebund" e. V. Und hier spielt Dönitz heute eine Art „Oberbefehlshaber". Er erscheint auf Traditionstreffen, hält Vorträge vor „alten Kameraden" wie vor Jugendlichen, gibt „Empfehlungen" für die Bundesmarine.

Für diese ist Flensburg heute ein „Fort der NATO-Festung Schleswig-Holstein". Die Stadt nimmt heute stärker noch als Kiel und Wilhelmshaven in der Vergangenheit eine Schlüsselposition ein. Hier sind je ein Schnellboot-, Minensuch- und Minenleg-Geschwader stationiert. Weitere rückwärtige Einheiten und Arsenale haben hier ihren Standort. Wenige Kilometer südlich liegt ein Stützpunkt der Marineluftwaffe. In Flensburg befindet sich auch das Kommando der Flotte. Und wieder nennt man auch Mürwik gern die „alma mater" (nährende Mutter) der Marine. Welche Muttermilch aber saugen dort die künftigen Marineoffiziere?

Es hat sich schon einiges geändert! Mehr Mathematik, Physik und Chemie wird gelehrt – wie in jeder Offiziersschule irgendeiner Marine. Der Kommandeur der Schule gibt sich sogar wie der Direktor eines Grandhotels, und er trägt außer dem Dienstgrad eines Flottillenadmirals auch den Doktor-Titel. Der Chef der Schule, ein gewisser Schneider-Pungs, behauptet, daß der sachliche Stil des 20. Jahrhunderts heute das Gesicht der Schule präge. Hier sei kein Platz für sentimentales Fernweh mehr, für falsches Pathos, Kastengeist und 0815-Mentalität. Aber jede Mutter preist ihre Kinder, und vielleicht geben sich die dönitzschen „grauen Wölfe" nur lammfromm?

Absender: Dönitz

Da schrieb an eine westdeutsche Zeitung laut Radio München ein Leutnant zur See:

„Es ist doch die oberste Pflicht, die ein Soldat heute hat, die Pflicht zum treuen Dienst ..., und gerade die wird doch dadurch, daß man uns die Männer vom 20. Juli 1944 zum Vorbild macht, zur Bedeutungslosigkeit verurteilt. Haben diese Leute die Pflicht nicht durch die Planung und Durchführung des Attentats schwer verletzt?"

Als man dem Leutnant zur See erzählte, daß der Widerstand gegen Hitler gerecht und edel war und Hitlers Kriegsverbrechen die Gehorsamspflicht aufhoben, antwortete der Leutnant:

„Ja, wenn man mir das schon früher gesagt hätte ..."

Und er war gerade erst vor neun Monaten von der Marineschule gekommen. Was hatte man ihm dort denn gesagt?

Er hatte dort einen Dr. Georg Franz Willing zum Dozenten für Staatsbürgerliche Bildung. Der vertritt die Kriegsschuldlegende des amerikanischen Geschichtsfälschers Hoggan, nach der alle anderen Staaten, nur nicht das faschistische Deutschland, die Schuld am Kriege tragen. Willing schrieb auch ein Buch über die Ursprünge der Nazibewegung, in dem ein typischer Satz



lautet: *„Hitler war das Medium eines besiegten, seelisch, geistig und rechtlich von den Siegern mißhandelten Volkes."* Wen wundert es noch, daß dieser Neofaschist in Mürwik August Bebel, den aufrechten Kämpfer gegen den deutschen Militarismus, als „Feind des deutschen Nationalbewußtseins" verleumdet?!

Kurs: hart steuerbord

Den gleichen Geist nahm der Leutnant zur See auch andächtig in der „historischen Sammlung" der Marineschule auf. Dort werden die Reliquien der „stolzen Marinetradition" sorgsam gehütet, „vom Sturmwind zerfetzte" Fahnen, Kompasse und Schiffsglocken „ruhmvoll untergegangener Schiffe", erbeutete Gallionsfiguren englischer Schiffe, das „Siegen und Sterben" und der „Untergang mit wehender Flagge", verewigt auf gewaltigen Ölschinken, der Marschallstab des Großadmirals.

Auf mehrere tausend beläuft sich die Zahl der Trophäen, aber nicht eine ehrt die roten Matrosen von 1918 – für Reichpietsch, Köbis, Eglhofer, für die Kämpfer der Volksmarinedivision ist hier kein Platz. Als 1958 in Glücksburg die Namen von Köbis und Reichpietsch in einen Vortrag des „Wehrexperten" der SPD, Oberstleutnant a. D. Behrmann, erwähnt wurden, verließen fünfzehn Offiziere der Bundesmarine unter Protest den Saal. Die Bonner Admiralität beeilte sich zu erklären, daß Köbis und Reichpietsch nicht Vorbilder der Bundesmarine sein können. Die Wilhelmshavener Erhebung vom August 1917 und der Kieler Novemberaufstand 1918 sind „Schandflecke" in ihrer Marinegeschichte. Ein westdeutscher Radioreporter stellte in Mürwik dazu fest: *„Eine unheilbare Wunde in der Tradition bildet die Erinnerung an die Kieler Flottenmeuterei . . . Revolutionäre Rebellen passen schlecht in die Ahnengalerie unserer Marine, schlechter als zum Beispiel ein selbst im befreundeten Ausland heillos kompromittierter Dönitz."*

Wenn die Roten Matrosen aber doch einmal in Mürwik erwähnt werden, dann in dem vom gleichen Reporter erlebten Sinne: *„An sie flicht die Marine ihre eigene Dolchstoßlegende!"*



„Beim Anheuern wurde mir gesagt, das Schiff sei für alle Eventualitäten ausgerüstet."

Das soll so viel heißen wie: Die militaristische deutsche Marine erlag nicht, weil ihre Ziele abenteuerlich und ihre Gegner moralisch und potentiell stärker waren, sondern durch den Dolchstoß von hinten. „Hurrah! Im ‚Felde' sind wir doch unbesiegt! Hipp, hipp, hurrah, und auf ein Neues!'"

Den „selbst im befreundeten Ausland heillos kompromittierten Dönitz" dagegen lernte der Leutnant zur See als Idol, seine Memoiren als Evangelium kennen. Und dann saß er am letzten Tag des Schulbesuches in der gleichen Aula, in der Dönitz einst im Mai, im Mai 1945 nämlich, am Sarge des Kapitän zur See Wolfgang Lüth und am Grabe der Kriegsmarine stand; über dem frischgebackenen Leutnant zur See prangten an der Auladecke die restaurierten Wappenadler des letzten deutschen Kaisers; und da war es eben doch nicht einst im Mai, als die Dönitz-Tradition lebte, sie war ja wieder lebendig, sie war die Muttermilch der alma mater, die der Leutnant zur See gesaugt hat.

So ist es kein Wunder, daß die „Rheinische Zeitung" schrieb: *„In Mürwik drängt sich der Eindruck auf, daß in der Marine die beiden verlorenen Kriege im Grunde spurlos vorübergegangen sind. Man hat das Gefühl, die Marine würde nach einem dritten Weltkrieg genau wie jetzt weitermachen, wenn auch nur ein einziger Offizier am Leben bliebe, der durch die Schule Mürwik gegangen ist."*

Als Büblein klein . . .

Und da nicht nur ein einziger am Leben ist, sondern vielmehr Jahr für Jahr weiter zahlreiche in der alma mater Aufgezogene auf die Schiffe und Boote kommen, geschieht auch dies: Die in Flensburg stationierten Boote des 3. Schnellbootgeschwaders unternahmen im Sommer vorigen Jahres zahlreiche Ausflüge mit Kindern und Jugendlichen an Bord; Mitorganisator war der „Deutsche Marinebund"; die Boote provozierten wie üblich Einheiten der Volksmarine; sie liefen die Boote und Schiffe der Volksmarine im Angriffskurs an, umkreisten sie in geringster Distanz und gefährdeten so die ohne Rettungsmittel an Oberdeck stehenden Kinder; es wurden von den Schnellbootbesatzungen Schimpf- und Schmähworte herübergerufen. So bereiten Bundesmarine und Marinebund schon Kinder psychologisch auf den „Krieg gegen den bolschewistischen Todfeind" vor. Bezeichnenderweise trugen einige dieser Boote die schwarze Totenkopfflagge, das Panier der Piraten, das Symbol der SS.

Provokation und Aggression sind Aufgabe und Ziel der Bundesmarine. *Das* wird in erster Linie an ihrer Schule gelehrt, *dafür* werden die Zöglinge von Mürwik vorbereitet.

Bei Flensburg aber ist auch das Kommando der Flotte: Von hier gehen die Seeoffiziere auf die Kommandobrücken der „Jaguare", die in der Ostsee Zwischenfälle provozieren; von hier aus ergehen die Befehle an die Flotteneinheiten zur Durchführung dieser Provokationen. Und hier werden die Pläne für die „Vorwärtsverteidigung" zur See ausgearbeitet — von den alten Generationen aus Mürwik, den Mitstreitern von Dönitz, den braunen Admiralen wie Zenker, Gerlach und Kretschmer, ausgearbeitet auch von den jüngsten Dönitz-Jüngern aus Mürwik.

Schluß, Schuß, Schluß

Ihr Denken und ihre Pläne offenbarte der langjährige Chef der Bundesmarine und Naziadmiral Ruge im Vorjahr. *„Die Amerikaner werden dieses Westeuropa nie aufgeben können, denn es ist Gegenküste für sie, und da müssen sie einfach drinnen bleiben"*, erklärte Ruge offen. Kein überflüssiges Wort von Völkerrecht, keine Phrase vom Schutze der Freiheit! Den Amis paßt die Position in Westeuropa in ihre Herrschaftspläne, also werden sie diese nicht aufgeben! Ruge versteht das nicht nur aus eigener Mentalität und Praxis, er hat sogar Verständnis dafür. Denn dies ist wohl der wichtigste Schluß, den auch die deutschen Militaristen zur See aus den zwei totalen Niederlagen gezogen haben: Diesmal versuchen wir's gemeinsam mit den Amerikanern!

Und noch einen anderen Schluß haben sie gezogen. Ruge meint: *„Die MLF ist der Versuch, dem deutschen Anspruch auf Mitbestimmung an den Atomwaffen den Weg zu ebnen. Die MLF ist zweckmäßig, das sieht man schon aus dem Protest der Russen!"* Gefährlicher, aber auch dümmer geht's nimmer.

Den früheren U-Boot-Kommandanten Kretschmer fragte ein Reporter, ob auch komplizierte Polaris-U-Boote mit gemischten Mannschaften fahren könnten. Der Bundesmarineadmiral antwortete: *„Nicht nur Uberwasserschiffe, sondern auch Polarisunterseeboote können gemischt bemannt werden. Ich würde vielleicht nicht so viele darauf setzen . . ."*

Sicherlich: Er würde am liebsten nur eine Nation darauf setzen und sie ausschließlich von Mürwik-Schülern befehligt sehen, darauf würde er setzen!

Doch Flensburg war auch einmal die Endstation auf ihrem von Niederlagen gezeichneten Weg. Das sollten die goldbetreßten Haie als Omen nehmen.



Hauptgewinn		500 MDN
ferner:	4mal	50 MDN
	5mal	20 MDN
	20mal	10 MDN
an 30 Gewinner		1000 MDN

Panzer-Quiz

Der sowjetische mittlere Panzer T 54, mit dem alle sozialistischen Armeen ausgerüstet sind, ist in aller Welt bekannt. Nicht nur wegen seiner sprichwörtlichen Güte, die sich schon in seiner äußerst flachen Bauform äußert, sondern auch deshalb, weil er als Glied der Entwicklungskette des sowjetischen Panzerbaus für Qualität bürgt. Nicht umsonst standen seine konstruktiven Eigenschaften – flache Wanne, eiförmiger Gußturm ohne jede Fangstelle für Geschosse, charakteristisches Laufwerk mit großen Laufrollen (auffälliger Abstand zwischen vorderer und zweiter Laufrolle) sowie die wenig sichtbare Kugelblende der Kanone – bei den neueren westlichen Konstruktionen Modell. „Nachempfunden" wurden bestimmte Grundzüge des T 54 beim westdeutschen „Leopard" und auch beim französischen AMX 30. Doch nach wie vor behauptet sich der „T" als truppenreifster mittlerer Panzer an der internationalen Spitze. Auf seiner Grundlage und den Erfahrungen des über zehnjährigen Einsatzes haben die sowjetischen Panzerbauer die neue Version T 55 entwickelt. So geht die Entwicklungslinie weiter nach oben.

Obwohl AR schon mehrfach über die sowjetischen Panzer informierte, soll diese kurze Darlegung Hilfe für Sie, liebe Rätselfreunde, sein. Lesen Sie also aufmerksam diese Zeilen. Sie sollen nämlich jetzt unter den neun Ausschnittbildern dreimal den T 54 wiedererkennen. Sehen Sie bitte genau hin, dann ist es gar nicht schwer. Und nun ans Werk. Legen Sie sich die übliche Postkarte zurecht und notieren Sie die Nummern der drei Bilder, auf denen Sie den T 54 erkennen. Für Mitspieler, die auch auf den übrigen Bildern die Panzer identifizieren können, setzten wir 10 zusätzliche Buchpreise aus. Viel Glück und Spaß!

Senden Sie Ihre Postkarte bis zum 3. April 1966 (Datum des Poststempels) an die

Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin 55
Postschließfach 7986
Kennwort „Panzer-Quiz".

Die Gewinner werden unter Ausschluß des Rechtsweges durch das Los ermittelt.





Auflösung Nr. 1/1966
1000-MDN-Preisausschreiben

Die richtigen Antworten waren:

2) Willi Stoph

5) Im August 1961 bei der Errichtung des antifaschistischen Schutzwalles in Berlin

9) 29,1 %

12) 88 %

13) keine

16) Bestenabzeichen

Aus den richtigen Einsendungen wurden durch Losentscheid folgende Gewinner ermittelt:

500,— MDN:
Gefreiter Werner Forgber, Forst (Lausitz).

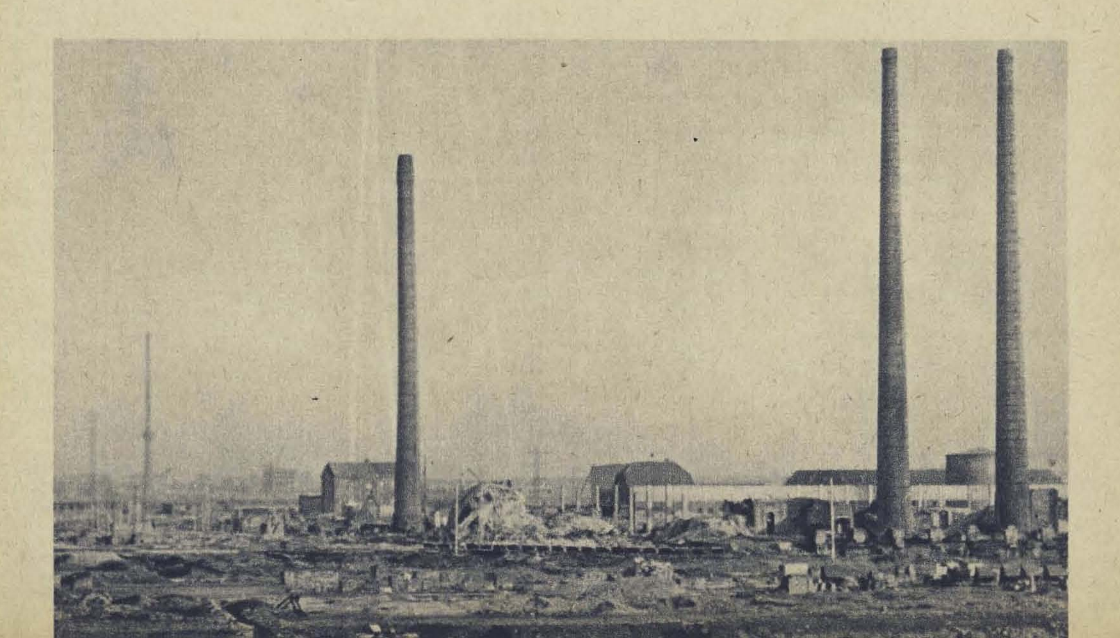
Je 50,— MDN:
Reiner Opitz, Altenburg; Gisela Rüdlas, Oschatz; Walter Deike, Wittstock; Kanonier H. Knopf, Prora.

Je 20,— MDN:
Uffz.-Sch. Klaus Sittig, Frankfurt (Od.); H. Sperner, Oebisfelde; Helmut Herbertz, Halle (Saale); Uffz. Wolfgang Waldenburger, Hildburghausen; Maat H.-Herbert Webel, Rostock.

Je 10,— MDN:
Arnold Müller, Luckenwalde; J. Uhlemann, Ketzin; Karl-Heinz Herzog, Lenzen (Elbe); Roland Seifert, Berlin; Gefr. Manfred Kruse, Bohnenburg (Elbe); Angelika Luthardt, Effelder; Alfred Ryslavy, Brandenburg (Havel); Heidi Jablonski, Brück (Mark); Werner Dörrer, Senftenberg; Harry Suchant, Neustadt (Sa.); Inge Lauterbach, Roßwein; Ufw. Peter Ihlenfeldt, Schwanefeld; U. Musiol, Walbeck; Ofw. Jürgen Frahm, Strausberg; Uffz. Uwe Le'Petit, Oranienburg; Ingrid Witte, Eggesin/Karpin; Dieter Hesse, Rothenschirmbach; Horst Levec, Eberswalde; R. Bräuer, Zittau; Uffz. Ernst Bauermeister, Dessau.

Der Parteivorsitzende Wilhelm Pieck spricht auf dem Marienberg.

DDR UNSER VATERLAND





Viel junges Volk aus Brandenburg, das kein Jungvolk mehr war – denn man schrieb Pfingsten 1946 – kam auf den Marienberg gezogen. Der Weg führte über Notbrücken, die sowjetische Pioniere geschlagen hatten, er wand sich vorbei an grauen Ruinen und buntem Fahnenschmuck, der vom Berliner Magistrat geliehen war. Brandenburgs Oberbürgermeister hatte über diesen Festzug geschrieben: Er „soll einen ähnlichen Charakter tragen wie der letzte Akt der ‚Meistersinger', das heißt, es werden die Schornsteinfegerlehrlinge und -gesellen, die Fleischer und Schneider in ihren Berufskostümen mitmarschieren".

Zu Ehren des 1. Parlaments der Freien Deutschen Jugend in Brandenburg war man also ähnlich aufgezogen wie weiland im alten Nürnberg zu Ehren des Schusters Hans Sachs, und auch wie einst lief in dem Festzug ein „Schusterjunge", das heißt der Sohn eines Schusters, Hans Gerlach mit Namen und 11 Jahre alt.

Auf dem Marienberg ergriffen Delegierte des Parlaments das Wort: „Kämpft um die Grundrechte der Jungen Generation, die das Parlament beschloß, kämpft um die politischen Rechte, das Recht auf Arbeit und Erholung, das Recht auf Freude und Frohsinn und das Recht auf Bildung – auf daß der Schustersohn nicht bei seinem Leisten bleiben muß wie in der alten Zeit."

„Eine neue Zeit ist angebrochen, klar!" dachte der Elfjährige: „Unten, in der Spielzeugfabrik, feilt man übriggebliebenen Soldaten die Karabiner ab, streicht sie neu an und – hast du nicht gesehen – ist aus dem Spielzeuglandser ein Spielzeugbauer mit Sense geworden. Auch der Marienberg hat sich verändert. In einem Kriegerdenkmal stand hier ein hölzerner Roland, 10 Meter groß, mindestens, war der herrlich anzuschauen!"

„Ja, der Roland hier oben", dachte indes der 53jährige Paul Nita, der auch zu dem Meeting gekommen war. „Mit dem Roland hat das reaktionäre Gesindel oft seinen Rummel inszeniert. Für ein oder zwei Mark konntest du einen Nagel in das Holz schlagen – und damit ihren Krieg finanzieren. Der Roland war vielleicht drei Meter hoch – da hatten viele Nägel Platz! Es wurden Sargnägel für Millionen Menschen!"

„Auch wenn der Roland zerschossen ist", überlegte der Elfjährige, „die neue Zeit hat noch herrlichere Spielplätze. Das zerstörte Stahlwerk da! Kann es Aufregenderes geben als Entdekkungsreisen durch zerstörte Hallen und riesige Eisenberge?!"

„Dieser Schrotthaufen", sinnierte indes der 53jährige Paul Nita, „dieser Schrotthaufen war nun einmal die Flicksche Knochenmühle, in der du geschuftet hast, in der du als kommunistischer Betriebsrat den schlechtesten Arbeitsplatz bekamst und aus der du auf die Straße flogst, nicht nur einmal. Der Rüstungshai Flick wird nicht nach Brandenburg zurückkehren und die Jugend hier oben für seinen Profit schuften lassen – das versalzt ihm die geeinte Arbeiterklasse! Aber was weiter? Brandenburg ist durch sinnlose Bombenangriffe und Kämpfe in den letzten Kriegstagen und durch gerechte Reparationen gezeichnet. Soll Brandenburg

So sah es auf dem Gelände des ehemaligen Flickschen Werkes aus, als es hieß: „Aus Stahl wird Brot." (Bild links unten)

„Heute lacht Brandenburg, heut' fließt der Stahl", erklang es nach dem ersten Abstich in einem Lied. Die Vergangenheit ist tot, sie lebt dennoch in den Worten Paul Nitas an junge Menschen. ▼

etwa, weil es einst aus einer Stadt der Industrie zu einer Stadt der Rüstung wurde, fortan eine Stadt der Handwerker und kleinen Quetschen bleiben, wie es dieser Festzug vermuten läßt? Bei aller Achtung vor den Handwerkern und den ‚Meistersingern' — das darf nicht die Zukunft dieser Jugend sein!"

Ein Mann mit weißem Haar bestieg die Rednertribüne. „Genosse Wilhelm Pieck", freute sich Paul Nita. „Das ist wohl der Führer der Einheitspartei", dachte der Elfjährige, aber schon achtete er mehr der mitgeführten Pappkarikaturen auf Bürokraten und Schieber als auf den Redner, der das Versprechen der Partei gab. immer Freund und Helfer der Jugend zu sein. Er ahnte nicht, daß Wilhelm Pieck wieder an einem Tag zu ihm sprechen würde, da er, Hans Gerlach, durch einen entscheidenden Schritt in seinem Leben der Partei für die Einlösung des Versprechens danken und zugleich auch Wilhelm Piecks Worte von der Verantwortung der Jugend unterstreichen wird.

Das war vier Jahre später, auf dem III. Parteitag. Um 19 Uhr 32 an diesem 20. Juli 1950 brachten Arbeiter ein Stückchen Stahl, das kostbarer war als ein Edelstein. Im vergangenen Dezember hatte die Regierung beschlossen: „Auf dem Gelände des ehemaligen Flickschen Werkes in Brandenburg wird ein völlig neues Stahlwerk erstehen." Am 3. Januar hatte dieser VE„B" mit acht Angestellten die Arbeit aufgenommen. Und an diesem 20. Juli um 12 Uhr war schon der erste Stahl geflossen!

Aber da flutete schon eine Welle Blaublusen in die Hochstimmung der Seelenbinder-Halle. Es waren FDJler, die sich entschlossen hatten, die Reihen der Partei zu stärken; und mitten unter ihnen auch Hans Gerlach.

Sein Weg von der Rede Wilhelm Piecks auf dem Marienberg war geradlinig gewesen, ohne daß er es selbst gemerkt hatte. Denn lange Zeit gab es für ihn keine FDJ. Aber das von ihr proklamierte „Recht auf Bildung" wurde Wirklichkeit und der ‚Schusterjunge' Oberschüler. Zur Kinderlandbewegung der FDJ kam er noch des Spiels wegen. Dort konnte er seiner Leidenschaft, der schwarzen Kunst, frönen. In der FDJ hieß es dann: „Lernen, lernen. nochmals lernen!" Die „Abzeichen für gutes Wissen" wurden gestiftet, und es gab heißeDiskussionen: „Willst du werden wie Pawel Kortschagin? Was ist Mut?" Die FDJler aus Brandenburg waren auch oft auf dem ehemaligen Flickschen Werkgelände, nicht mehr, um hier zu spielen. Sie schippten Schutt. verluden Schrott, wanden Draht. „Stahl wird Brot!" — diese Losung erregte in Brandenburg alt und jung. Auch wenn sie anfangs nur zu Schweiß und — Kaffee wurde. Nach einem freiwilligen Einsatz erhielt Hans Gerlach eine Prämie: 50 Gramm ungebrannten Bohnenkaffee. Er wußte noch nicht, was er mit diesem Tütchen. das sicher recht wertvoll war, beginnen sollte. Aber er fühlte, daß nichts so wertvoll war wie das andere Stückchen Papier, das er in diesen Tagen erhielt — seine Kandidatenkarte . . .

20 Jahre sind seit dem Festzug zum Marienberg vergangen. „Lernen, lernen, nochmals lernen!" ist Hans Gerlachs Maxime geblieben! Einst, noch an der Schule, bekam er einen der FDJler der ersten Stunde zum Lehrer, und bald schrieb er bei einem Aufsatz-Wettbewerb: „Ich will Geschichtslehrer werden!" Aber dann klopfte er einmal zu Haus beim technischen Direktor des Stahl- und Walzwerkes an, dem Genossen Franz. „Auf der Ofenbühne stehen ist so erhebend wie fliegen! Der Stahl lebt, Junge! Jeder Abstich ist ein Erlebnis!" So ungefähr glühte Genosse Franz von seiner Arbeit. Und Hans Gerlach wurde, was beiden Vorbildern entsprach: Leiter der betrieblichen Bildungseinrichtungen des Stahl- und Walzwerkes Brandenburg.

Das Werk hat sich herausgemacht, wie es vielleicht nicht einmal Genosse Franz ahnte. Mit elf Siemens-Martin-Öfen wird heute mehr als das Doppelte an Stahl erzeugt, was für zehn Öfen projektiert war. Und der Anteil der Bildung an diesen Tonnen? Wo kann man ihn messen? „Auf der Parteiaktivtagung", sagt Hans Gerlach. „wenn du dort nämlich staunend und freudig siehst, daß die Hälfte durch unsere Schule, die Meisterlehrgänge, Betriebsberufsschule usw. gegangen ist."

Die eine Seite der Bildung läßt sich an Zahlen ablesen: 1952 nahmen 67 Menschen an der Ausbildung und Qualifizierung innerhalb des Betriebs teil, heute sind es 2500. 600 junge Leute stehen zur Zeit in der Ausbildung, die Scharen mit dem UTP am blauen Helm — es sind 1000 Schüler insgesamt — nicht gerechnet.

Die andere Seite des „Lernen, lernen, nochmals lernen!" aber beschäftigt Hans Gerlach zur Zeit besonders. „Wir haben auch noch einmal bei Lenin nachgelesen", sagte er, „und bestätigt gefunden, daß wir seine Worte zu einseitig auslegten. Wir haben sicherlich die Wissensvermittlung gegenüber der Erziehung zu sehr in den Vordergrund gestellt. In Zukunft werden alle gesellschaftlichen Kräfte an der Erziehung der Jugend mitwirken."

Vielleicht ist manches heute schwerer als vor 20 Jahren. Die Trümmer sind verschwunden, die Grundrechte der Jungen Generation sind so selbstverständlich wie die Butter zum Abendbrot, und die Zahl der Arbeiter, die noch den Flickschen Betrieb kannte, wird von Jahr zu Jahr geringer. Aber es gibt sie noch, und sie können den jungen Leuten so manches erzählen. Karl Skoruppa zum Beispiel von seinem Lehrvertrag. 7 Pfennig für die Arbeitsstunde gab es im ersten Lehrjahr, und der Vertrag enthielt auch den Satz: „Der Lehrling ist der väterlichen Zucht des Lehrherrn unterworfen." Wenn aber ein Lehrling fragt: „Was war der Flick eigentlich für einer? Wie sah er aus?" dann antwortet Karl Skoruppa: „Nun — dieser ehrenwerte Herr Flick ließ sich sehr selten im Werk sehen. Aber er besaß ja auch zu viel Betriebe. In der Hauptverwaltung, da war er wohl öfter, aber auch nur, um die Bilanzen einzusehen und noch mehr Druck zu machen. Ich habe nur einmal den Anblick genossen, als er über die Ofenbühne ging. Unnahbar, grußlos, ohne mit jemanden zu sprechen. Und wenn ihr mich fragt, wie er eigentlich aussah . . . wißt ihr. das ist das Gefährlichste bei ihm und seiner Gattung. Er sieht aus — wie ein Mensch." *-th*





Hochzeitmachen, das ist wunderschön . . . – Mit Neun wird's gespielt, mit Neunzehn getan. O, daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe! Gewiß hat sich Schiller nicht ohne tieferen Grund gerade des Konjunktivs, der Möglichkeitsform also, bedient: bliebe! Dabei kannte er nicht einmal die Registraturen unserer heutigen Standesämter – ich meine beide Bilanzen, die aktive wie die passive, Eheschließungen und Ehescheidungen.

Ein Test bei 118 Soldaten-Ehemännern lüftet ein Zipfel des gesamtstatistisch noch nicht ergründeten „Geheimnisses", wann man heutzutage heiratet. Von den Befragten feierten Hochzeit:

Mit 18 Jahren	2 %
Mit 19 Jahren	10 %
Mit 20 Jahren	26 %
Mit 21 Jahren	28 %
Mit 22 Jahren	20 %
Mit 23 Jahren	11 %
Mit 24 Jahren	3 %

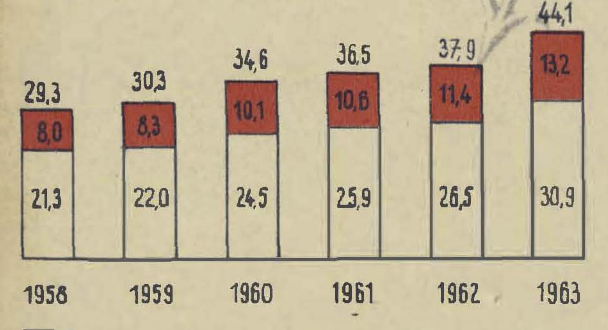
Im Durchschnitt wagten sie also mit 20 Jahren den Schritt in die Ehe – nachdem sie vorher, wie die Antworten auf unsere zweite Frage zeigen, wenigstens drei Wochen, höchstens aber dreieinhalb Jahre mit ihrer Auserwählten „gegangen" waren. 6 % kannten ihre Frau weniger als drei Monate, 10 % mehr als drei Monate, 24 % mehr als sechs Monate, 43 % mehr als ein Jahr und 17 % mehr als zwei Jahre, ehe sie sie zum Standesamt führten und ihr Jawort erbaten.

Bis auf fünf Genossen, die erst während ihrer Armeezeit heirateten, ließen sich alle anderen schon vor dem Tag, da der Einberufungsbefehl kam, trauen. Es mag müßig erscheinen, sie zu fragen, ob sie bei diesem Entschluß überhaupt den späteren Wehrdienst einkalkuliert hatten. Bei dem Gefreiten Wolf-Rüdiger Schwemmin, 23, spielte er keine Rolle. „Warum auch?" hält er entgegen. „Es ist doch nicht verboten, vor dem Militärdienst zu heiraten." Sicher nicht. Dennoch könnte man mit Unteroffizier Eberhard Kernberg, 20, die Frage stellen, ob es „zweckmäßig und angebracht ist, vor dem Soldatwerden eine Familie zu gründen" – vor allem wohl deswegen, weil besagte achtzehn Monate, verbunden mit Trennung und gerade in jungen Ehen bestimmt auch materiellen Problemen, ohne Zweifel eine Bewährungsprobe darstellen. Machen wir uns nichts vor: Bewährungsprobe Wehrdienst hört sich auf jeden Fall leichter und einfacher an, als es in der Praxis ist. Wie viele junge Paare waren bis dato jeden Tag zusammen? Wie vielen half die junge, noch in voller Blüte stehende Liebe über manche Drangsal des Alltags hinweg? Wie viele kannten trotz gemeinsamer Lebensführung bisher eben doch nur das Sonntagsgesicht des Partners? Wie viele hatten gerade erst begonnen, sich aufeinander einzustellen und Tritt zu fassen auf dem gemeinsamen Lebensweg? Wie vielen stand der Sinn zunächst noch mehr nach gemeinsamen Vergnügen? Wie viele stellt der Einberufungsbefehl vor Probleme und Fragen, die sie nie gekannt und auf die sie oft nicht vorbereitet sind?

„Ja, aber wir lieben uns doch!", sagen viele, nicht nur Liesgret Zölch, 20, Verkäuferin, oder Manfred Schultze, 19, Chemiefacharbeiter. Mag sein. Ist die Liebe aber auch stark genug, um Belastungen standzuhalten? „Ob das Aufeinanderprallen der Gefühle zweier Menschen wirklich Liebe ist", erklärt Dr. Bernd Bittighöfer, „wird nicht beim Miteinanderschlafen, sondern beim Miteinanderleben entschieden, nicht im Bett, sondern bei der Lösung der schwierigen Gleichungen der Wirklichkeit."

Dazu zählt auch der Wehrdienst. Und was die

Auf je 1000 Eheschließungen kamen Scheidungen von Jungehen



davon Ehen, in denen ein Partner unter 21 Jahre alt war

davon Ehen, in denen beide Partner unter 21 Jahre alt waren



Heiraten vor dem Wehrdienst?

Liebesehen angeht: „Es ist gar nicht so selten, daß auch sie wieder auseinandergehen. Die Ursache", bemerkt Dr. med. Wolfgang Bretschneider, „liegt meist darin, daß das, was die Menschen als Liebe ansehen, nur eine Vorstufe dazu ist, die sogenannte Verliebtheit. Dieses Stadium der gegenseitigen Beziehungen ist eine Art Rauschzustand, der zwar die gegenseitige Annäherung erleichtert, aber auch die Urteilsfähigkeit über einen anderen Menschen mindert. Die Verliebtheit ist sehr stark durch den Sexualtrieb beeinflußt. Der Verliebte sieht in der geliebten Person ein Idealwesen ohne Fehl und Makel und erkennt offensichtliche Mängel des Charakters und der Lebensführung nicht; er verliebt sich in seinen ‚Typ'. Erst nach der Verliebtheit entwickelt sich die wirkliche Liebe, die auch Fehler und Schwächen des anderen erkennt und weiß, wie sie helfen kann, diese zu mildern und zu überwinden. Liebe schätzt den anderen als Menschen mit seinen Vorzügen und Fehlern; sie hat Bestand, weil der Liebende fühlt, daß er dem anderen notwendig ist."

Der Weg zur guten, glücklichen, beständigen Ehe ist mit vielerlei Prüfungen gepflastert. Ganz im Sinne Schillers: Drum prüfe, wer sich ewig bindet! Unteroffizier Alexander Holm, 26, hat durchaus recht: „Liebe und Ehe sind keine Tombola, bei der man zufällig das große Los zieht. Glücklich werden kann nur der, der sich sein

Von 1000 Männern im Alter von 22 Jahren waren verheiratet



Zeichnung: Horst Bartsch

FUR UND WIDER

Den Wehrdienst würde ich lieber als Prüfung vor der Ehe noch abwarten. Viel kann sich manchmal ändern, wenn man getrennt ist.

Rita Braun, 18, Lehrling

Wenn man jung heiratet, haben die Kinder junge Eltern. Das trägt zum besseren Verständnis bei.

Karin Prosch, 22, Laborantin

Meiner Meinung ist die Verlobung eher das Gegebene, vor allem in bezug auf den Wehrdienst. Man hat dabei weit mehr Pflichten als bei einer Freundschaft, und Zeit, sich kennenzulernen.

Gefreiter Ernst Klaus, 21

Früher war das keine Frage: Bevor der Mann nicht gedient hatte, dachte er auch nicht ans Heiraten. Das war gar nicht so übel.

Karl Schröter, 54, Bäckermeister

Man kann zwar mit 18 Jahren heiraten, aber es steht doch nirgends, daß man es auch gleich in diesem Alter m u ß. Der Weg zum Standesamt will reiflich bedacht sein; schließlich soll ja die Zuneigung für ein ganzes Leben reichen.

Soldat Ralf Scheller, 23

Wenn der Richtige käme, würde ich nicht lange fackeln. Und sollte ich mich geirrt haben, gibt's immer noch die Scheidung.

Yvonne Tröger, 17, Schülerin

Es ist ungünstig, vor der Armeezeit zu heiraten. Die Ehe kann daran scheitern.

Unterfeldwebel Peter Fritzsche, 21

Ich gehe zum Standesamt, wann's mir paßt — egal, ob mein Freund schon Soldat war oder nicht!

Renate Krausmann, 20, Friseuse

Entweder bewährt sich die Liebe in der Armeezeit oder sie hält nicht stand. Es scheint mir besser, in diese Prüfung als Verlobte denn als Ehepartner zu gehen. Wenn das „Abschlußzeugnis" gut ausfällt, kann man mit gutem Gewissen heiraten; wenn nicht, kann man sich ohne große Schwierigkeiten trennen. Die Scheidungsstatistik wird nicht belastet und ich kann ehrlich sagen: Du hast dich nicht leichtfertig gebunden.

Helga Heintze, 23, Montiererin

Der Einberufungsbefehl war mein „Hochzeitsgeschenk". Bei gegenseitigem Verständnis ist eine Heirat vor der Militärzeit drin. Als Ehemann hat man bei der Armee einen stärkeren inneren Halt.

Kanonier Bernd Seidel, 21

Zur Familiengründung braucht es auch Lebenserfahrung. Die hat man mit 18 nicht. Die Armeezeit kann gerade in dieser Richtung eine gute Schule sein.

Major Herbert Müller, 39

MITARBEIT: Sylvia Bergmann, Unterleutnant Wolfgang Matthees, Unterleutnant Lutz Kuhnert, Feldwebel d. R. Manfred Brenner, Rolf Schweigert, Dieter Könitz.

Glück erkämpft und in eigenem Bemühen aufbaut. Die Ehe ist etwas fürs Leben; also muß auch der Ehepartner fürs Leben sein." Deswegen sind, nach Meinung des Soldaten Alexander Hurrig, 21, „schon ein- bis anderthalb Jahre nötig, um sich kennenzulernen, und zwar nicht nur am Wochenende oder im Urlaub."
„Viele Ehen", resümiert Karl Michael, 25, Bibliothekar, „gehen auseinander, weil die Partner zu jung waren, um den ganzen Ernst des ehelichen Zusammenlebens zu erfassen." Zu der gleichen Einschätzung kam auch Dr. Kurt Lungwitz in einer Untersuchung für eine Plenartagung des Obersten Gerichts der DDR zu Fragen des Familienrechts, auf der auch unsere Graphiken fußen. Er faßt darin zusammen, „daß Ehen, die von Partnern unter 21 Jahren geschlossen wurden, weniger stabil sind als die übrigen". Und als Ursache nennt er, daß sich gerade „die jungen Menschen als Ehepartner geistigen, sittlichen und körperlichen Anforderungen gegenübersehen, denen sie noch nicht gewachsen sind." Die Kurve der Instabilität vieler Jungehen wird in Form der Scheidungen gekratzt. Die Scheidungsgründe sind bekannt: Häufigster ist die Untreue des Mannes, an zweiter Position rangiert der Alkoholismus, an dritter die Untreue der Ehefrau. Doch das sind bereits Wirkungen, keine Ursachen für das Auseinanderbrechen einer Ehe. Warum flüchtet der Mann in die Kneipe, warum geht der eine oder andere Partner „fremd"? Sicherlich sehen viele Mediziner, Juristen, Psychologen und Sozialhygieniker die eigentlichen Gründe dafür nicht zu Unrecht in der übereilt und zu früh geschlossenen Ehe. Im ähnlichen Sinne sprachen sich auch 14 000 Leser der „Komsomolskaja Prawda" aus, als sie der sowjetischen Jugendzeitung auf eine Umfrage hin ihre Meinung zur Jungehe schrieben. Familiengründung verlangt nicht nur körperliche, sondern vor allem geistig-moralische, sittliche Reife. Und sie verlangt ein genaues Kennenlernen des Partners. Ich meine, hier kann gerade auch die Zeit des Wehrdienstes ein bedeutungsvoller, entscheidender Prüfstein sein.

„Eine längere Trennung ist für Verliebte etwas Schreckliches. Trotzdem hat sie einen Vorteil: Man sieht, ob es wirklich Liebe ist oder nur ein Strohfeuer." Unteroffizier Roland Schmidt, 20, spricht damit die Meinung von 172 Soldaten und Reservisten aus, denen AR folgende Frage stellte: „Nehmen wir an, Sie hätten einen guten Freund und der käme zu Ihnen, um Ihren Rat einzuholen. Er ist 19 Jahre alt, hat seit mehreren Monaten eine Freundin und trägt sich nun mit Heiratsgedanken. Bald wird er jedoch seinen Wehrdienst antreten. Würden Sie ihm da eher zu- oder abraten, vor der Armeezeit zu heiraten?

Es würden abraten	69 %
Es würden zuraten	25 %
Keine Meinung	6 %

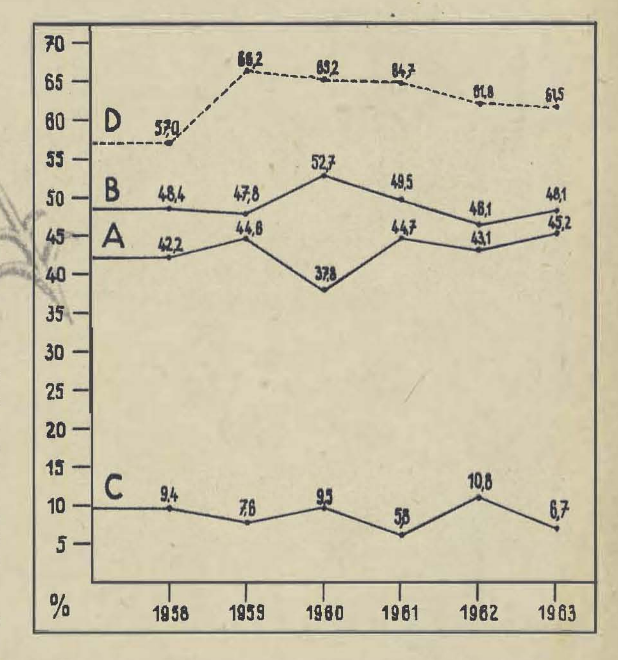
Im gleichen Atemzuge wird dafür jedoch ein längeres Verlöbnis befürwortet, das auch die Armeezeit mit einschließen sollte. Genauer gesagt, sind es 71 % aller Befragten, die sich dafür aussprechen und damit, so denke ich, eine Empfehlung geben, die der überlegten Vorbereitung auf die Ehe nur nützlich sein kann und zugleich auch der Empfehlung im neuen Familiengesetz entspricht.

Die zur Ehe führende Liebe und Zuneigung zweier Menschen entsteht nicht von heute auf morgen; sie muß wachsen und reifen, und sie will am Leben überprüft sein. Die mit dem Wehrdienst zwangsläufig verbundenen Lebensbedingungen erscheinen mir in Sonderheit geeignet, die Festigkeit und den Bestand einer Liebe zu prüfen. Wie läßt Brecht die Frau Sarti im „Leben des Galilei" über die Ehe sagen: „In eine so ernste Sache geht man aber nicht blind hinein".

Ihr

Karl Helmut Freitag

Dauer der geschiedenen Ehen, bei denen beide Partner unter 21 Jahre alt waren



A Ehedauer unter 1 Jahr
B Ehedauer bis unter 2 Jahre
C Ehedauer bis unter 3 Jahre
D Geschiedene Ehen mit Kindern

Wunderwaffe „Dicke Berta“

Hauptmann Dr. Manfred Lachmann

Bereits wenige Wochen nach Beginn des ersten Weltkrieges eroberte die kaiserliche deutsche Armee die starken und modernen Festungen Lüttich, Namur, Longwy, Maubeuge und Reims. Diese Tatsache setzte damals die ganze Welt in Erstaunen. Durch Deutschland eilte die Nachricht, gewaltige Krupp-Geschütze hätten entscheidend zu diesem „Wunder“ beigetragen. Unter ihrem Feuer seien die meterdicken Betondecken der gegnerischen Panzerforts wie Kartenhäuser eingestürzt.

In der ersten Phase des Krieges wurde das schwerste Geschütz des deutschen Heeres, die „Dicke Berta“, – so nach der Frau des Kanonenkönigs Krupp benannt – von der militaristischen Propaganda als Beispiel für die angeblich allseitige Überlegenheit der kaiserlichen Armee strapaziert. Die Hurra-Patrioten jubelten, mit solchen Waffen könne es überhaupt keinen Zweifel an einem raschen und „glorreichen“ deutschen Sieg geben. Nachdem jedoch die Fronten im blutigen Stellungskampf erstarrten, wurde es merklich still um das „Wun-



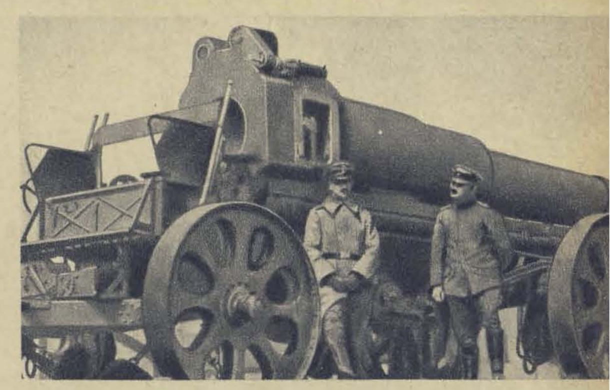
42-cm-„M-Geschütz“ bei der Erprobung auf dem Schießplatz in Meppen.

dergeschütz". Die Geschichte der Entwicklung des 42-cm-Mörsers gibt Aufschluß über dieses scheinbare Phänomen.

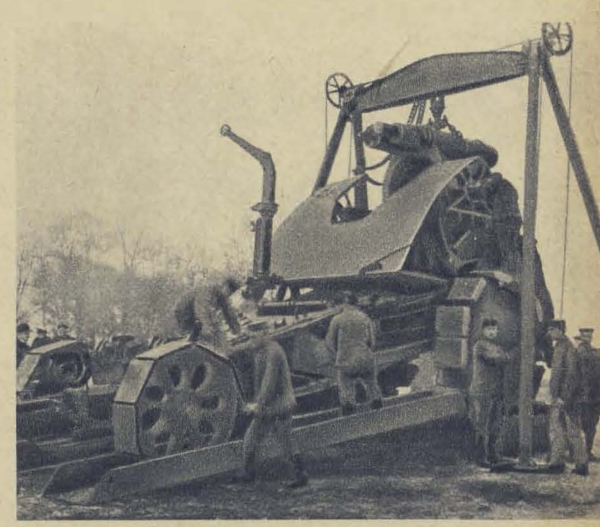
Der Prototyp eines Riesengeschützes aus Krupps Rüstungswerken entstand schon 1886. Es war eine 42-cm-Küstenkanone auf Bettungslafette, die sieben Jahre später als Glanzstück des Kanonenkonzerns auf der Chicagoer Weltausstellung gezeigt wurde. Deutschlands wichtigster Waffenproduzent gab damit eindeutig zu verstehen, daß er in dem seit Mitte der achtziger Jahre verstärkt einsetzenden Wettstreit zwischen Geschützwirkung und Widerstandsfähigkeit der Panzer von Festungen und Kriegsschiffen die Oberhand behalten wollte. Diese Tendenz wurde vom Preußischen Kriegsministerium und vom Großen Generalstab nachdrücklich unterstützt, denn zu jener Zeit nahm die später im berüchtigten „Schlieffen-Plan" formulierte Blitzkriegskonzeption der deutschen Militaristen konkrete Formen an.

Bereits Anfang der neunziger Jahre verlangte der Generalstab die Entwicklung eines Geschützes großen Kalibers, das im Einzelschuß starke Panzer- und Betongewölbe durchschlagen konnte. 1897 stellte Krupp der Artillerie-Prüfungskommission des Preußischen Kriegsministeriums den 30,5-cm-Mörser L/8 auf Holzbettung mit 244 cm Rohrlänge vor. Seine Schußweite betrug 8200 m. Er konnte mit einer 400 kg schweren Panzergranate 25 cm starke Stahlkuppeln, Hartguß- und Walzeisenpanzer von 36 cm und Betongewölbe bis 1,5 m Stärke durchschlagen. Das in mehrere Teile zerlegbare Geschütz wurde auf Feldbahnen, die vorher angelegt werden mußten, in die Feuerstellung gebracht. Bis 1899 wurden sechs dieser Geschütze gebaut und unter der Tarnbezeichnung „Schwerer Küstenmörser" bzw. „Beta-Gerät" in die deutsche Armee eingeführt.

Schon 1906, zu dem Zeitpunkt, als sich der deutsche Imperialismus verstärkt auf den Krieg vorzubereiten begann, erschien dieser 30,5-cm-Mörser nicht mehr ausreichend. Inzwischen hatten sowohl die Artillerieentwicklung als auch das Befestigungswesen erhebliche Fortschritte gemacht. Deshalb forderte die Artillerie-Prüfungskommission von Krupp die Verbesserung des „Schweren Küstenmörsers". Sie wurde mit dem 1910 eingeführten verbesserten 30,5-cm-Mörser 09 L/16, der eine maximale Schußweite von 12 000 m hatte, erfüllt. Gleichzeitig forderte der Generalstab ein Geschütz mit noch größerer Wirkung. Die Kruppschen Konstrukteure schlugen als Lösung den Bau eines Steilfeuergeschützes mit 42 cm Kaliber vor. Seine Entwicklung wurde 1907 in Angriff genommen. Zwei Jahre darauf, 1909, konnte das Muster der späteren „Dicken Berta" erstmalig vorgeführt werden. Obwohl die ersten Versuchsschießen vor allem wegen der unzulänglichen Munition durchaus nicht befriedigten, erklärte sich Kriegsminister von Einem mit der Konstruktion einverstanden und ordnete die Aufstellung einer Batterie dieser 42-cm-Mörser mit zwei Geschützen an. Nachdem eine Reihe von Mängeln beseitigt war, wurde im Frühjahr 1911 der 42-cm-Mörser L/16 eingeführt. Er erhielt die Deckbezeichnung „Kurze Marine-



Rohrwagen des „M-Geschützes" (Masse 20 Tonnen).



Zusammenbau des „M-Geschützes", die Lafette wird unter die Rohrwiege gefahren.



Der Erdsporn wird an der Lafette befestigt.

Kanone“ bzw. „Gamma-Gerät“. Diese Tarnung hatte einen ganz besonderen Grund. In der gegenüber dem Ausland streng geheimgehaltenen schwersten Artillerie glaubten die deutschen Militaristen eine Waffe zu besitzen, die von wesentlicher Bedeutung für den Erfolg ihrer abenteuerlichen Blitzkriegskonzeption war. Mit ihrer Hilfe sollte der französisch-belgische Festungsgürtel überraschend angegriffen und gesprengt werden, um schnell freien Raum für die in einer gewaltigen Umfassungsschlacht geplante Vernichtung der französischen Armee zu gewinnen. In einer Generalstabsdenkschrift vom 30. Januar 1911 heißt es: „In der kurzen Marinekanone besitzen wir endlich ein Mittel, die Belagerungen von Festungen erheblich abzukürzen und die Belagerungsarmeen um Monate früher für die Operationen im Felde freizumachen. Einen derart wichtigen, vielleicht für den Feldzug entscheidenden Vorteil sollte man nicht aus falscher Sparsamkeit aus der Hand geben ...“ Deshalb wurde ohne Rücksicht auf die Kosten die rasche Vermehrung der 42-cm-Mörser-Batterien gefordert.

Die „Kurze Marine-Kanone“, von der bis 1914 fünf Exemplare fertiggestellt wurden, war ein Rohrrücklaufgeschütz auf Bettung. Bei einer Rohrlänge von 672 cm besaß das Geschütz eine Höchstschußweite von 13 675 m. Es hatte eine Gesamtmasse von 115 Tonnen. Die Wirkung des 930 kg schweren Geschosses wurde auch gegenüber stärksten Befestigungen als befriedigend angesehen. Das Geschütz hatte allerdings, bedingt durch sein enormes Gewicht, einen erheblichen Nachteil. Zerlegt in Rohr, Wiege, Lafette, Sockel und Bettung, konnte sein Transport nur mit der Eisenbahn erfolgen. Deshalb mußte die Feuerstellung unmittelbar an Vollbahngleisen oder in zeitraubender Vorarbeit erbauten Stichgleisen (Normalspur) eingerichtet werden. Vom Ausladen aus der Bahn bis zum Herstellen der Feuerbereitschaft waren mindestens dreißig Stunden erforderlich. Mit diesem Geschütz hatte man sich also noch nicht allzu weit von der Belagerungsartillerie im klassischen Sinne entfernt.

Inzwischen war jedoch eine neue Situation eingetreten. Der Zugmaschinenbau war soweit entwickelt, daß starke Zugmaschinen den Transport schwerer Lasten auf der Straße ermöglichten. Damit war die Voraussetzung für die Konstruktion schwerster Geschütze auf Räderlafette gegeben. Im Spätherbst des Jahres 1911 schlug deshalb die Artillerie-Prüfungskommission nach eingehender Beratung mit Professor Rausenberger, einem der Konstrukteure, vor, auch einen 42-cm-Mörser mit Radlafette in Auftrag zu geben.

Bereits im Dezember begannen die Schieß- und Fahrversuche mit dem beweglichen 42-cm-Mörser L/12, der die Deckbezeichnung „M- (= Minen) Geschütz“ erhielt. Die gegenüber der „Kurzen Marine-Kanone“ notwendige Gewichtsverminderung wurde vor allem dadurch erreicht, daß man die Rohrlänge auf 504 cm verkürzte. Damit verringerte sich jedoch auch die Höchstschußweite um mehr als 4300 m auf nur noch 9300 m. Dieser Nachteil wurde nach Ansicht der Generalinspektion der Fußartillerie durch die Vorteile der größeren Beweglichkeit und der besseren Deckungsmöglichkeiten aufgewogen. Die 796 kg schwere Sprenggranate besaß eine Sprengladung von 100 kg und war 1,5 m lang. Sie wurde mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 450 m/sec. abgeschossen. Zum Straßenmarsch wurde das Geschütz in fünf Lasten zerlegt.

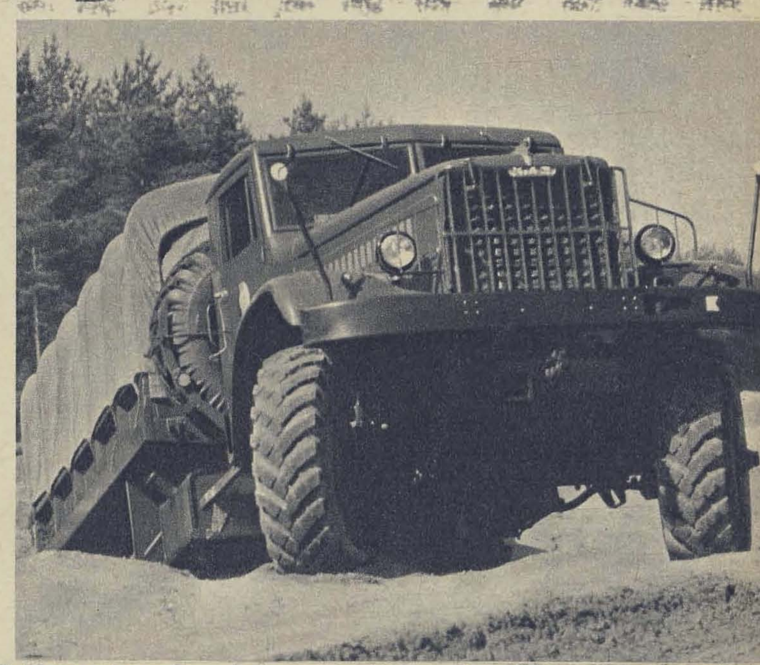
Als Zugmittel dienten ursprünglich Dampflokomobilen, wie sie die Landwirtschaft verwendete. Mit Hilfe eines Hebezeuges konnte der Mörser in 6 bis 8 Stunden feuerbereit aufgestellt werden. Seine Masse in Feuerstellung betrug rund 70 Tonnen.

Bei Kriegsbeginn bildete die „Dicke Berta“ – bis August 1914 waren neben den fünf „Kurzen Marine-Kanonen“ zwei Exemplare des „M-Geschützes“ fertiggestellt – gemeinsam mit einer 28-cm-Haubitze und zwölf 30,5-cm-„Schweren Küstenmörsern“ den Kern der schweren Artillerie des kaiserlichen Heeres. Da die beiden „M-Geschütze“ zum Zeitpunkt der Mobilmachung offiziell noch nicht abgenommen waren, gelangten sie direkt vom Kruppschen Schießplatz in Meppen an die Front.

Am 12. August 1914 gab die „Dicke Berta“ ihren ersten Schuß auf das Fort Pontisse der belgischen Festung Lüttich ab. In den folgenden Wochen wirkten die beiden „M-Geschütze“ und die „Kurzen Marine-Kanonen“ an der Belagerung mehrerer Festungen mit. Obwohl der rasche Durchbruch durch den französisch-belgischen Festungsgürtel im wesentlichen gelang, erwies sich die Blitzkriegskonzeption des kaiserlichen deutschen Generalstabes sehr bald als irreal. Nach der verlorenen Marneschlacht und dem ergebnislosen „Wettlauf zum Meer“ erstarrten im Westen die Fronten. Damit büßte auch die „Dicke Berta“ ihre Bedeutung ein. Sie war als äußerst kostspielige Spezialwaffe zum Zertrümmern von Beton- und Panzerzielen konstruiert worden. Im Stellungskrieg stellten sich jedoch sehr bald die Nachteile der anfangs als „Wunderwaffe“ gepriesenen 42-cm-Mörser heraus. Wegen ihrer ungenügenden Reichweite mußten sie ziemlich weit vorn eingesetzt werden. Beim Abschuß bildete sich über ihnen ein deutlich sichtbarer Rauchring, der den gegnerischen Artilleriebeobachtern das Ausmachen und Bekämpfen ihrer Feuerstellung erleichterte. Darüber hinaus konnten die schwerfälligen und komplizierten Geschütze nicht schnell und beliebig ihre Stellung wechseln.

Im Verlauf des ersten Weltkrieges wurde die „Dicke Berta“ zwar in Rußland, in Flandern, vor Verdun, an der Somme, in der Champagne und zuletzt, im Juni 1918, vor Reims eingesetzt, aber dabei erhielt sie selbst nach Ansicht ehemaliger kaiserlicher Offiziere lediglich Aufgaben zugewiesen, die „reine Munitions- und Materialvergeudung bedeuteten“. So erwies sich in der Endkonsequenz die vom kaiserlichen deutschen Generalstab geforderte „strategische“ Waffe wie dessen abenteuerlicher Blitzkriegsplan als Fehlkalkulation. Dem Krupp-Konzern hat sie jedoch enorme Profite eingebracht.

AUTObiografie eines LKW



In schwierigem Gelände ist der KrAS wie zu Hause. Leichten Boden, Sand und Schnee überwindet er gut. Seine minimalste Geschwindigkeit beträgt 3,5 km/h. Der Fahrbereich liegt bei 650 km.



Bestimmt haben Sie mich irgendwann und irgendwo schon einmal gesehen, auf der Landstraße vielleicht oder im Gelände. Aber zu einer Unterhaltung war da keine Zeit. Ich bin an Ihnen vorbeigebrummt, habe Staub aufgewirbelt, und Sie konnten dann kaum noch etwas Genaueres von meinem Äußeren erkennen, geschweige Näheres erfahren. So will ich nun diese Gelegenheit nutzen, mich Ihnen vorzustellen.

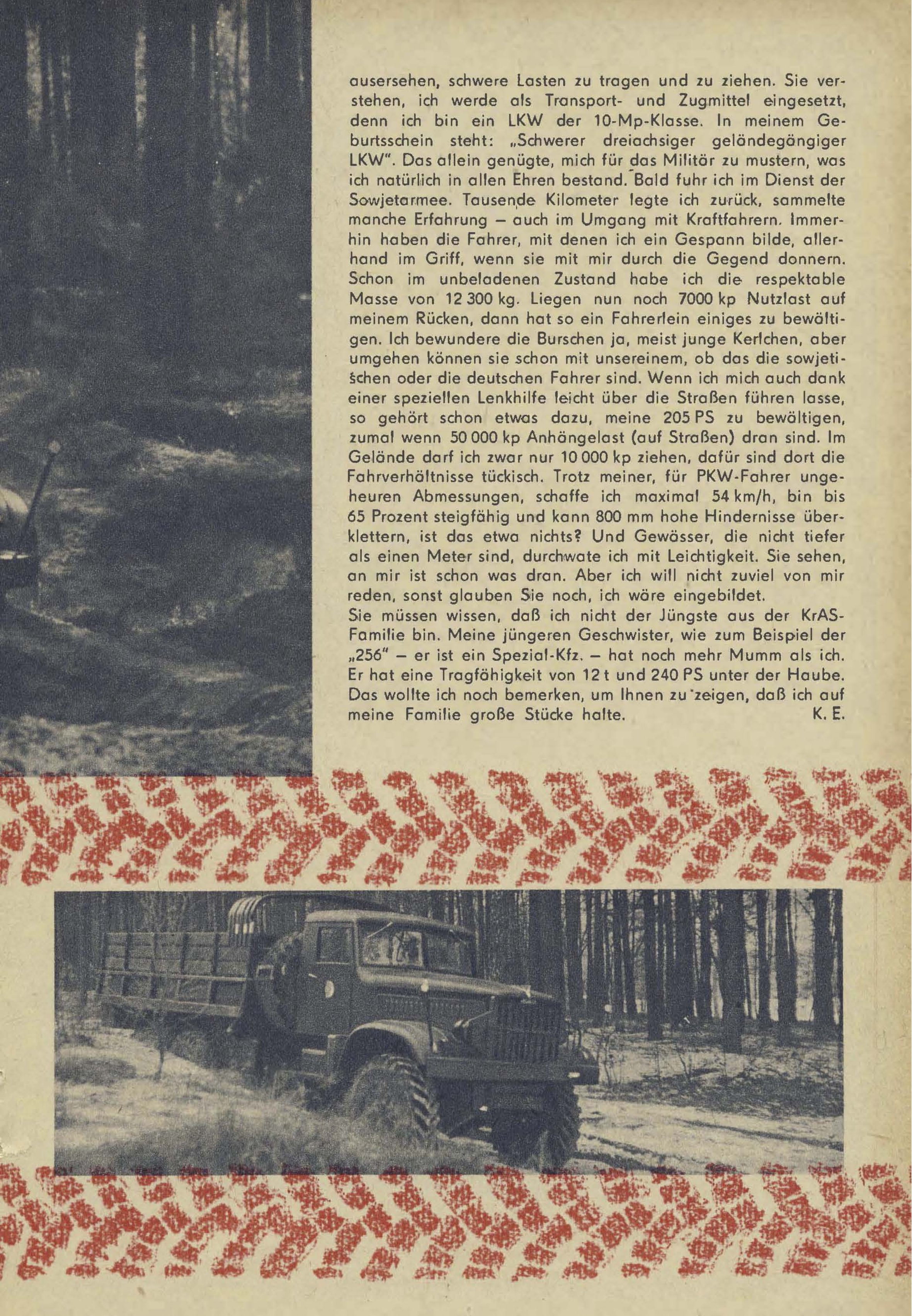
Erdacht, konstruiert und gebaut wurde ich in der Sowjetunion, im Automobilwerk von Krementschug, einer Stadt in der Ukrainischen SSR. Das Licht der Welt, sprich Einsatzzeitpunkt, erblickte ich 1961. „Getauft" mit Dnepr-Wasser, wurde ich auf den Fahrzeugtyp „KrAS" mit der Kenn-Nr. 214.

Da ich als Kraftfahrzeug sozusagen Nestflüchter bin, bewegte ich mich von der ersten Stunde meines Daseins an auf allen möglichen Straßen, in schwierigem Gelände und natürlich auf der Teststrecke. Von meinen Schöpfern bin ich dazu



Blick unter die Motorhaube: Der wassergekühlte 6-Zylinder-Reihenmotor mit Arbeitsweise 2-Takt-Diesel, leistet 205 PS bei 2000 U/min. Der Hubraum beträgt 6970 cm^3. Wechsel- und Verteilergetriebe (5- und 2-Gang) sind synchronisiert.

Die Abmessungen betragen: Länge 8530 mm; Breite 2700 mm; Höhe 2880/3150 mm; Bodenfreiheit 380 mm; Bauchfreiheit 250 mm. Im Fahrerhaus befinden sich drei Sitzplätze, auf der Pritsche finden 18 Mann Platz.



ausersehen, schwere Lasten zu tragen und zu ziehen. Sie verstehen, ich werde als Transport- und Zugmittel eingesetzt, denn ich bin ein LKW der 10-Mp-Klasse. In meinem Geburtsschein steht: „Schwerer dreiachsiger geländegängiger LKW". Das allein genügte, mich für das Militär zu mustern, was ich natürlich in allen Ehren bestand. Bald fuhr ich im Dienst der Sowjetarmee. Tausende Kilometer legte ich zurück, sammelte manche Erfahrung – auch im Umgang mit Kraftfahrern. Immerhin haben die Fahrer, mit denen ich ein Gespann bilde, allerhand im Griff, wenn sie mit mir durch die Gegend donnern. Schon im unbeladenen Zustand habe ich die respektable Masse von 12 300 kg. Liegen nun noch 7000 kp Nutzlast auf meinem Rücken, dann hat so ein Fahrerlein einiges zu bewältigen. Ich bewundere die Burschen ja, meist junge Kerlchen, aber umgehen können sie schon mit unsereinem, ob das die sowjetischen oder die deutschen Fahrer sind. Wenn ich mich auch dank einer speziellen Lenkhilfe leicht über die Straßen führen lasse, so gehört schon etwas dazu, meine 205 PS zu bewältigen, zumal wenn 50 000 kp Anhängelast (auf Straßen) dran sind. Im Gelände darf ich zwar nur 10 000 kp ziehen, dafür sind dort die Fahrverhältnisse tückisch. Trotz meiner, für PKW-Fahrer ungeheuren Abmessungen, schaffe ich maximal 54 km/h, bin bis 65 Prozent steigfähig und kann 800 mm hohe Hindernisse überklettern, ist das etwa nichts? Und Gewässer, die nicht tiefer als einen Meter sind, durchwate ich mit Leichtigkeit. Sie sehen, an mir ist schon was dran. Aber ich will nicht zuviel von mir reden, sonst glauben Sie noch, ich wäre eingebildet.

Sie müssen wissen, daß ich nicht der Jüngste aus der KrAS-Familie bin. Meine jüngeren Geschwister, wie zum Beispiel der „256" – er ist ein Spezial-Kfz. – hat noch mehr Mumm als ich. Er hat eine Tragfähigkeit von 12 t und 240 PS unter der Haube. Das wollte ich noch bemerken, um Ihnen zu zeigen, daß ich auf meine Familie große Stücke halte. K. E.



on dem Augenblick an, als sich im Jahre 1783 in dem Städtchen Montpellier eine Schwadron königliche Kürassiere einquartiert hatte, war das Leben dort wie umgewandelt. In den Schenken tönten bis spät in die Nacht hinein wüstes Gegröle und Gesang; manches Fenster, ob nun mit Butzenscheiben verglast oder ganz einfach mit der gestrafften Haut einer Schweineblase verklebt, wurde eingeschlagen oder eingedrückt, in einsamen Gassen waren des Abends oft das Kreischen von Frauen und nachfolgende Hilferufe zu hören, und manche Häuserwand – auch auf belebteren Straßen – trug bei Sonnenaufgang frische Blutspuren. Die Soldaten wußten, daß ihr Rittmeister, Marquis du Bray, ihnen deswegen kein Haar krümmte. Wie hätte er diese Haudegen auch bei der Stange halten sollen, wenn er ihnen nicht ab und zu ein kleines Vergnügen erlaubt hätte!

Soviel Stunden der Bürgermeister, Herr Séladan, den großen Saal im Rathaus auf und ab gegangen war, ein Weg zur Änderung der Zustände war ihm nicht eingefallen.

Es waren insbesondere die Frauen, die ihm Kopfzerbrechen bereiteten. Eingeschlagene Fensterscheiben ließen sich verglasen, ein abgeschnittener Geldbeutel ließ sich ebenfalls verschmerzen. Aber das derbe Spiel mit den Frauen . . . ! Mit jungfräulichen Mädchen, denen noch die Zöpfe über Brust und Rücken flogen, mit ehrbaren und noch fast taufrischen jungen Ehegattinnen! Die Klagen häuften sich. Ein ganzer Berg solcher Beschwerden lag vor ihm auf dem Tisch, und dieser Berg wurde von Tag zu Tag größer.

Bürgermeister Séladan hatte volles Verständnis für diese Klagen, hatte er selbst doch auch eine junge Frau und hütete sie wie seinen Augapfel.

Aber er war auf keine andere Idee gekommen, als den lieben Mitbürgern zu empfehlen, im Dunkeln ihre Frauen und Töchter nicht auf die Straße gehen zu lassen, ja

Illustration: Horst Bartsch

nicht einmal in Begleitung; und auch die eigenen Besorgungen bei Dunkelheit auf das notwendigste Maß einzuschränken, Türen und Fensterläden rechtzeitig zu schließen und gut zu verriegeln. Und soweit es sich um die Frauen handelte, stellte er allen anderen seine Frau Adelaine als Beispiel und Vorbild hin. Sie gehe nachts keinen Schritt weg und in des Bürgermeisters Haus herrsche daher Ruhe und Frieden.

Der einzige Mensch, der von diesen ganzen Aufregungen nichts zu bemerken schien, war ein ernstes und verhutzeltes Männlein: der Physiker und Leiter des Observatoriums von Montpellier, Sebastian Lenormand. Erstens war er Junggeselle, zweitens war sein Geldbeutel viel zu mager, als daß ihm die königlichen Kürassiere ihre Aufmerksamkeit geschenkt hätten, und drittens hatte er genug eigene Probleme.

Was das für Probleme waren, wußte niemand. Jedoch mußten es wichtige Dinge sein, da sie sein Haupt tief in die Schultern hineindrückten, und der Physiker Lenormand schleppte sich ihretwegen wie ein Schatten dahin. Der beliebteste Ort seiner Spaziergänge war der große Park am Kloster der grauen Mönche. Jetzt im Winter waren die Bäume kahl, das braune und zerknitterte Laub lag zu Bergen auf Wegen und Grünflächen.

Sein Weg endete regelmäßig an dem Steilhang, an dessen Rand eine mächtige, alte Linde stand mit einem glatten Stamm ohne Astknorren, jetzt im Winter kahl wie alle anderen Bäume auch, und hoch wie ein mehrstöckiges Haus. Hier blieb er jedesmal stehen, stützte sein Kinn mit dem Zeigefinger und betrachtete voller Ausdauer den Baum, als schätze und messe er seine Höhe ab. Dann drehte er sich um, sein Kopf sank wieder tief in die Schultern hinein, und er ging grübelnd den Weg zurück.

Bei einem dieser Spaziergänge – es war Mitte Januar und das Wetter war für diese Jahreszeit besonders schön – ließ er ein dichtes Gebüsch hinter sich, in dem es plötzlich raschelte. Ein Reh, dachte sich Lenormand und war mit einem raschen Blick zur Seite darauf gefaßt, einen schlanken Körper auf hohen Läufen zu sehen, der aus niedergedrücktem Gras blitzschnell aufspringt und fluchtartig das Weite sucht.

Es war aber kein Reh. Der schlanke Körper gehörte einer Frau und war in einen grauen Mantel mit Kapuze gehüllt. Ruckartig kehrte sie sich um und zog die Kapuze tief in die Stirn. Lenormand hätte nicht behaupten können, die Frau erkannt zu haben.

„Pardon!" brummelte er und wollte weitergehen. Es raschelte erneut im Gebüsch, jetzt viel energischer, und ein Mann versperrte Lenormand den Weg. Es war ein Kürassier des Königs.

„Mein Herr!" grollte er.

„Bitte?" antwortete Lenormand überrascht.

„Sie – Sie haben mir nachspioniert! Mir – und dieser Dame hier auch!" bedrängte ihn der Kürassier.

„Ich?" staunte Lenormand.

„Ich bin Marquis du Bray und dulde so etwas nicht!" Die Hand des Kürassieroffiziers schlug vielsagend gegen seinen Degen.

„Freut mich", murmelte der Physiker.

„Ihr Name?!"

„Sebastian Lenormand, Physiker."

„Ein Spion des Herrn Bürgermeisters und der Stadtväter."

„Das ist nicht mein Fachgebiet, Herr Marquis."

„Es handelt sich um die Ehre einer Dame!"

„Ja – hat diese Dame überhaupt noch eine Ehre?" entgegnete Lenormand schüchtern.

Marquis du Bray machte eine rasche Bewegung, als wollte er den Degen ziehen. Dann jedoch streifte er langsam einen Handschuh ab und schlug damit dem Physiker leicht ins Gesicht. „Ich schicke Ihnen noch heute meine Zeugen. Die Waffen können Sie selbst wählen!"

„Mir scheint, die Dame geht weg", machte Lenormand den Marquis du Bray friedfertig aufmerksam.

Wahrhaftig, die Dame im grauen Mantel mit Kapuze hatte sich schon ein ganzes Stück entfernt. Der Marquis biß die Zähne zusammen, schlug erneut vielsagend gegen seinen Degen, musterte Lenormand verächtlich von Kopf bis Fuß und eilte der Dame nach.

Am Nachmittag wurde Lenormand von zwei forschen Offizieren in Paradeuniform aufgesucht. Der Physiker hatte ihren angekündigten Besuch schon längst vergessen, hatte sich seinen Kopf mit Rechenexempeln zerbrochen. Die beiden Offiziere mußten sich ihm in Erinnerung rufen.

„Ach so, diese Dame!" sprach Lenormand und nickte. „Schade, daß ich nicht einmal weiß, wer sie war."

„Sie sollen die Waffen bestimmen und nicht nach dem Namen der Dame forschen."

„Waffen! Waffen! Die fallen nicht gerade in mein Fach. Waffen! Eigentlich beherrsche ich . . ." Über Lenormands Gesicht huschte ein Lächeln. „Wenn ich eine der üblichen Waffen auswählte, würde der Soldat du Bray . . ."

„Marquis du Bray, mein Herr!"

„Würde er, ob nun Soldat oder Marquis, im Vorteil sein. Das ist unfair, meine Herren."

„Die Wahl der Waffen ist Ihre Sache. Marquis du Bray hat uns bevollmächtigt, jede beliebige Waffe, für die Sie sich entscheiden, zu akzeptieren."

„Nun gut, meine Herren. Der Herr Marquis kennt bestimmt den Klosterpark der grauen Mönche. Wie sollte er ihn auch nicht kennen, hatten wir uns dort doch getroffen! Am Ende dieses Parks liegt ein Steilhang, an dessen Rand eine Linde steht. Wir werden von dieser Linde aus in die kleine Schlucht hinabspringen. Wer es überlebt, der ist Sieger. Abgemacht, meine Herren?"

„Aber – aber das ist doch kein . . ."

„Soll ich vielleicht denken, der Herr Marquis hat Angst?

Frühling

Polit ist manchmal unter Bäumen,
der Ex-Platz ist 'ne große Pfütze,
wir brauchen nicht mehr Schnee zu räumen,
der Kopf steckt voll von Liebesträumen,
so voll – es paßt kaum noch die Mütze.

Die Vögel stimmen ihre Kehlen
im nahen Wald, am stillen See.
Die Melodien sind nicht zu zählen.
Wie sorgsam sie die Tonart wählen –
als wären sie vom EWE.

Ofw. Helmut Stöhr

Aber meine Herren! Ein so tapferer Soldat! – Also morgen nachmittag am Steilhang. Freut mich, meine Herren!"

Der Physiker Sebastian Lenormand machte sich mit zwei Regenschirmen, deren Ränder er durch ein System von Schnüren an die Griffe festgebunden hatte, damit sich durch den Luftdruck die Schirme nicht umstülpen konnten, auf den Weg zum Steilhang. Der Marquis wartete in Gesellschaft der beiden Sekundanten bereits an Ort und Stelle. Lenormand wollte es scheinen, in der Tiefe des Parks auch jene Dame im grauen Mantel mit tief in die Stirn gezogener Kapuze bemerkt zu haben. Obwohl diese Dame ziemlich weit weg war, meinte er, ihre Figur erinnere ihn an eine ganz bestimmte Frau. An eine sehr angesehene Frau.

„Sie sollten die Waffen wählen!" knurrte Marquis du Bray mit sehr blassem Gesicht und schlaff herabhängendem Bart, als sich die beiden Rivalen begrüßt hatten.

„Einmal wird auch dies hier eine Waffe sein. Und sogar eine wichtige – eine wichtigere als Ihre Degen und Pistolen. Glauben Sie das, Marquis?"

„Ihre Regenschirme?"

„Ich springe als erster, um Sie zu überzeugen." Der Gelehrte kletterte auf den Baum, öffnete die beiden Regenschirme und sprang. Er blieb unverletzt und spürte nur den harten Aufprall auf die Erde.

„Marquis, nun ist die Reihe an Ihnen", sprach Lenormand und reichte dem Kürassier schmunzelnd seine „Waffe". „Ich bin aber der Meinung, Sie sollten sich etwas leichter machen", bemerkte er und zeigte auf dessen Degen und schweren Eisenküraß.

Marquis du Bray wich das Blut aus dem Gesicht. Ratlos spielte er an seinem reich verzierten Wehrgehenk und schaute sich ungeduldig um, als warte er auf etwas.

In der Ferne dröhnte das Gestampfe von Pferdehufen. Durch den weiträumigen Park kam ein Reiter angeprescht. Zwei Schritte vor dem Marquis zügelte er sein Pferd, schwang sich aus dem Sattel und flüsterte seinem Vorgesetzten etwas zu.

Das Gesicht des Kürassieroffiziers bekam wieder Farbe. Sein Bart richtete sich kampflustig auf. „Sie müssen entschuldigen, mein Herr – der König ruft. Soldatenpflicht . . ."

Verächtlich warf er die beiden Regenschirme Lenormand vor die Füße. Der Physiker lächelte zustimmend. Auf den Absprung des Marquis war er sowieso nicht mehr neugierig. Was er wissen wollte, wußte er bereits. Als er seine Blicke von den Regenschirmen aufrichtete, waren der Marquis, die beiden Offiziere und der Kurier verschwunden. Auch die Dame in Grau schien in den Erdboden versunken zu sein.

Noch am gleichen Abend verließen die königlichen Kürassiere Montpellier. Nach aufregenden Tagen kehrte wieder Ruhe in das Städtchen ein. Jedoch nicht für lange. Das trokkene Männlein, der Physiker am städtischen Observatorium, Lenormand, sorgte dafür. Obwohl er über sein sonderbares „Duell" mit niemandem gesprochen hatte, war doch etwas durchgesickert. Die Menschen interessierten sich für seine Versuche und sprachen darüber.

Im Dezember des gleichen Jahres befestigte er am Turm des Observatoriums einen Balken und hing seinen neuen Fallschirm daran auf. Zuschauer standen in Scharen am Fuße des Turmes und bestaunten Lenormands Erfindung. Es war ein pyramidenförmiges Zelt mit einem Durchmesser von 4,3 Metern und einer Höhe von 1,7 Metern. Die Pyramide war unten durch einen festen Rand abgeschlossen, an dem der Erfinder ein System von Schnüren und daran einen Sitz angebracht hatte, der einen Menschen tragen konnte.

Sebastian Lenormand zog den Fallschirm zum Fenster, nahm darin bequem Platz, stieß sich ab und löste die Spitze des Fallschirms von dem Pfosten. Der Fallschirm oder wie ihn Lenormand nannte, Parachute*), beförderte den Wissenschaftler sicher zur Erde. Die Zuschauer stießen Überraschungsrufe aus. Eine Frau fiel sogar in Ohnmacht. Sie trug einen grauen Mantel und hatte die Kapuze über den Kopf gezogen. Als man sie aus ihrer Bewußtlosigkeit erweckte, erkannte man in ihr die Gattin des Bürgermeisters, die anmutige Frau Adelaide Séladan. Man war allgemein der Auffassung, diese zarte und ehrenhafte Frau habe für derartige Attraktionen zu empfindsame Nerven.

*) para (griech.) — gegen: chute (frzsch.) — fallen.

Erfurt, den 8. 1. 1966

Liebe Freunde des Soldatenmagazins!

Im Postsack der „Armee-Rundschau" 12/65 ist nachzulesen, daß die NVA-Dienststelle 126 Strausberg, Postfach 8734, nähere Auskünfte über den Dienst von weiblichen Armeeangehörigen erteilt. Könntet Ihr nicht außerdem einmal so ein Mädchen (oder muß man verheiratet sein?) vorstellen?

Freundschaft!
Eure Leserin Elke Scheibel



Liebe Elke !

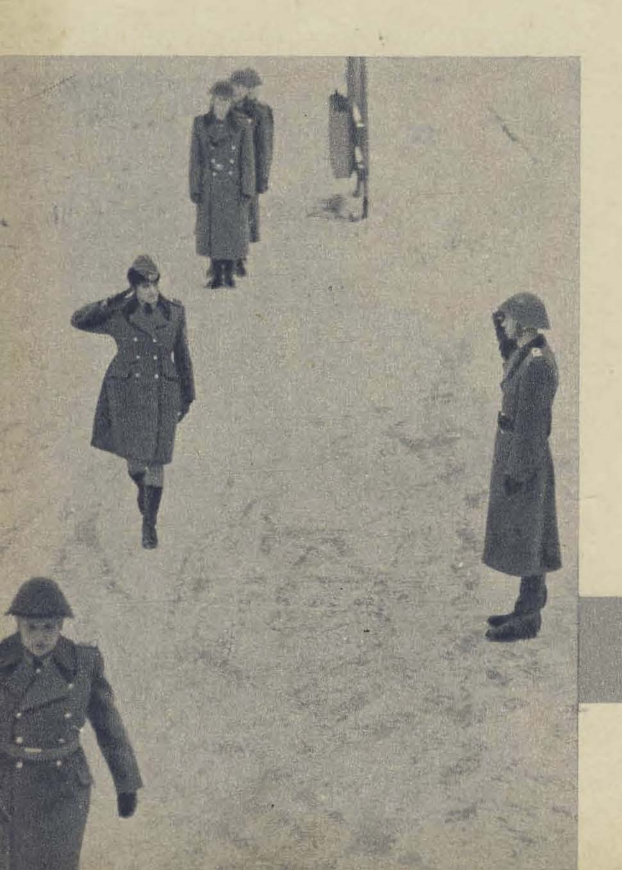
Darf ich mich erst einmal vorstellen? Mein Name ist Ingeborg Lanzinski, und ich bin eines von den Mädels, die als Fernschreiberinnen, Telefonistinnen oder Stenotypistinnen in der Volksarmee tätig sind. Wie Du sehen kannst, bediene ich einen Fernschreiber. Darauf bin ich ein klein wenig stolz, wenn ich nur bedenke, daß ich mich mit Hilfe meiner Vorgesetzten und Kameraden erst in der Armee für diesen Beruf qualifizieren konnte und auch meine Gewissenhaftigkeit ein Stückchen Gefechtsbereitschaft ist.
Wie ich zur Volksarmee kam, möchtest Du vielleicht wissen? Ganz einfach, es reizte mich zu beweisen, auch dort als Frau (man braucht nicht verheiratet zu sein, und ich bin es auch nicht) meinen Mann stehen zu können. Ach, Elke! Das ist gar nicht so einfach. Wenn man z.B. beim Kommando "Nach rechts wegtreten!" geradeaus marschiert und dem Kommandierenden um ein Haar in die Arme sinkt, dann braucht für den Spott der Männer nicht mehr gesorgt zu werden. Anders ist das schon, wenn man vor angetretener Kompanie für ausgezeichnete Schießergebnisse mit einem Tag Sonderurlaub belobigt wird und einige Männer, die den

+elke = hier ingeborg = erteile antwort +



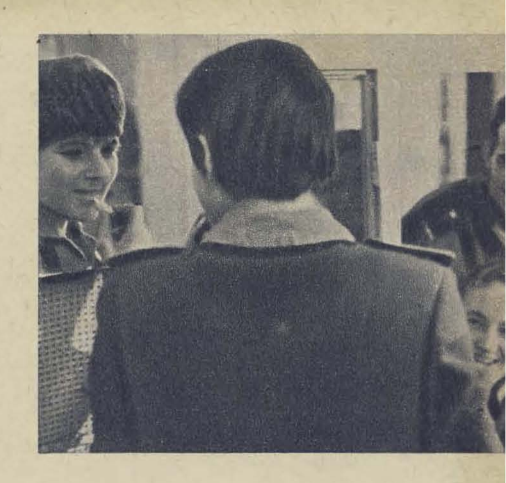


Scheiben keine sichtbaren Schäden zufügen konnten, betreten auf die Stiefelspitzen starren.
Alles in allem aber, liebe Elke, besteht zwischen mir und meinen männlichen Genossen ein echtes kameradschaftliches Verhältnis, und die Fotos vom Waffenreinigen, der Grund- und Schutzausbildung zeigen das wohl auch.
Ein weiblicher Soldat besitzt selbstverständlich auch ein Marschgepäck, das hin und wieder kontrolliert wird. Aber denke nur nicht, alle Taschen, die Frauen nun mal haben, unterlägen der Kontrolle. Daß Männer trotzdem viel neugieriger sind als wir Frauen und immer mal wieder versuchen, kleine Geheimnisse aufzuspüren, wird durch das Foto von Ernst-Jörg und Peter nur bestätigt.
Vielleicht wären noch ein paar Worte über die Freizeit zu sagen. Ich verbringe sie, obwohl ich Zivil tragen darf, eben als Soldat. Erkläre mal einem guten Freund, daß der Mond zwar sehr schön, doch der Ausgang vorbei sei...
Ein kleines Erlebnis vielleicht noch. Unsere FDJ-Gruppe besuchte



+elke = hier ingebor





gemeinsam mit Komsomolzen einer sowjetischen Einheit das Schloß Sanssouci. Unbeholfen ruderten wir mit den obligatorischen Filzpantoffeln über's spiegelblanke Parkett. Für mich und manchen meiner Genossen wurde das zur Hauptattraktion ,und es entbrannte ein unausgesprochener Wettlauf, wer zuerst und "unfallfrei" den Ausgang erreichen würde. Von den sowjetischen Freunden war weit und breit keine Spur. Wir fanden sie schließlich im ersten Saal. Sie betrachteten aufmerksam Gemälde und hatten sich vieles darüber zu sagen. Ich glaube, nicht nur mich hat das nachdenklich gestimmt, und zuweilen denke ich, wir wären uns und ihnen damals etwas schuldig geblieben. Da fällt mir ein: Der 20. Jahrestag unseres Jugendverbandes steht vor der Tür, ich müßte mal mit dem FDJ-Sekretär reden. Allzu rührig, liebe Elke, war ich nämlich bisher in dieser Hinsicht nicht. Man sollte eben, so wie ich es heute tue, viel öfter über sich selber nachdenken. Daß Du mich dazu ungewollt veranlaßt hast, dafür danke ich Dir. Mit den besten Wünschen,

Deine Inge Lanzinski.

g = erteile antwort +



AR-COCKTAIL

Bonn — Bonn's

„Hör mal, Tünnes, bei der Frankfurter Polizei lief telefonisch eine Anzeige ein, am Hauptbahnhof verkaufe ein Mann Rauschgift."

„Und die Polizei?"

„Nichts wie hin."

„Und hat sie ihn erwischt?"

„Ja, er vertrieb die ‚Bild'-Zeitung."

„Tünnes, der Strauß treibt Sport. Jetzt übt er mit einem Expander." — „Das hätt' ich mir denken können." — „???" — „Na, wegen seiner sprichwörtlichen Expansionsgelüste."



Zeichnung: Klimpke

„Du, Tünnes, der Leiter der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften ist ein Oberregierungsrat Schilling."

„Na, dann weiß ich auch, was diese Prüfstelle wert ist, Schäl."

„Was denn, Tünnes?"

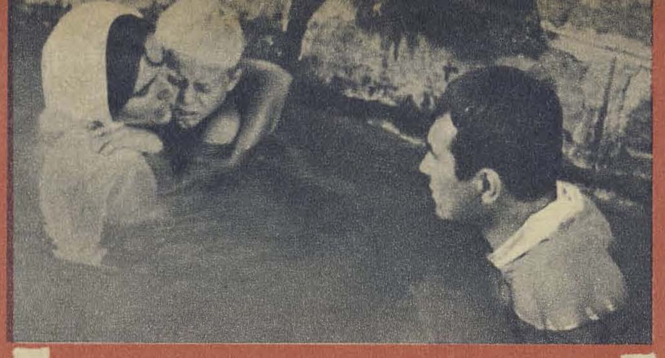
„Keinen Schilling!"

„Schweinerei, Tünnes. Erhard, Strauß und Hassel wollen uns Atombomben schenken."

„Weißt du, Schäl, wenn es soweit kommen sollte, müßten wir direkt einen bekannten Werbeslogan umformen."

„Und wie sollte er dann heißen?"

„Praktisch denken — Särge schenken!"



(VR Bulgarien)

Heißer Mittag

Was muß geschehen sein, wenn ein Zug auf freier Strecke seine Fahrt unterbricht und vergeblich auf dem nächsten Bahnhof erwartet wird? Was muß geschehen sein, wenn die Bauern die Feldarbeit am hellen Tag unterbrechen und wenn die Armee-Manöver befehlswidrig ins Stocken geraten? Von dieser dramatischen Fragestellung aus führt uns der wirklich empfehlenswerte bulgarische Film „Heißer Mittag" zum rechten Verstehen des Werts jedes einzelnen Menschenlebens — denn die Katastrophe, die man erwartet, löst sich auf in die Sorge, in das allgemeine Bemühen, ein Kind zu retten, das in Gefahr geriet. Beim Spiel im Fluß hatte sich die Hand eines Jungen durch einen Steinrutsch im Brückenpfeiler verklemmt. Wenn es regnet im Gebirge, wenn der Fluß ansteigt, wenn die Nacht kommt ... Es geht um ein Menschenleben — und hier zeigt es sich, daß sie alle, die Reisenden, die Bauern, die Soldaten, bereit sind, in ihrem Tagwerk anzuhalten, daß es nichts Wichtigeres gibt, als jetzt zu helfen. Die spontane menschliche Solidarität setzt ein ... In einfacher, klarer und schöner Bildsprache zeigt uns der Film die Vielfalt des Alltags in seiner Geschäftigkeit und zugleich die Gemeinsamkeit der Interessen, wenn es um das Wichtigste geht: die Erhaltung des Lebens.

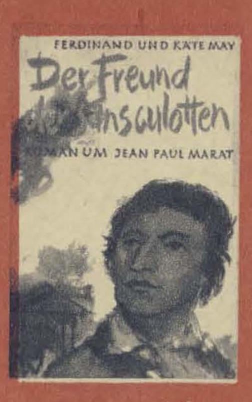
Dieses sozialistisch-humanistische Grundanliegen wurde in hervorragender künstlerischer Form interpretiert.

— rg —



Transistor-Kleinstempfänger

Vor einiger Zeit wollte ein Leser wissen, wie die Schaltung der japanischen Kleinstempfänger aussieht. Diese sind meist mit zwei Transistoren bestückt und arbeiten als Geradeausempfänger. Der HF-Transistor wird in der Reflexschaltung sowohl zur HF-Verstärkung wie auch anschließend als NF-Verstärker ausgenutzt. Der zweite Transistor ist dann die NF-Endstufe für den kleinen Lautsprecher. Um die Wirkungsweise besser erklären zu können, zeigt Bild 1 eine solche Schaltung, die gleich mit unseren Bauelementen dimensioniert wurde. Die Spule L1 (75 Wdg. HF-Litze auf Ferritstab 80 mm × 10 mm ø, Anzapfung an der 10. Wdg. von unten) bildet mit dem Drehkondensator 500 pF den Schwingkreis, der auf den Sender abgestimmt wird. Der Transistor GF 105 arbeitet erst einmal als HF-Verstärker. Das verstärkte HF-Signal gelangt dann an den HF-Gleichrichter (2 × OA 625). Die danach erhaltene NF-Spannung wird über den Übertrager K20 (Tr1) an die Basis des GF 105 zurückgeführt und von diesem verstärkt. Über den zweiten Übertra-



Verlag Neues Leben, Berlin, 497 S., 8,20 MDN

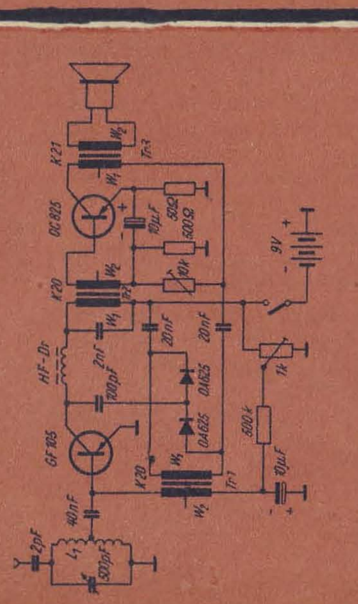
Ferdinand und Käte May: Der Freund der Sansculotten

Eine bewegte Zeit wird hier durchleuchtet, von der wir alle schon gehört: die Französische Revolution. Von einem Mann erfahren wir, der geliebt ward vom Volke, gefürchtet und gehaßt von seinen Feinden, umstritten bis in die Gegenwart, der unter dem Dolche einer Frau starb: Jean Paul Marat.

Fast zwanzig Jahre begleiten wir ihn, den Arzt der Armen und den Arzt eines Prinzen, den Physiker und Soziologen, den Revolutionär, Schriftsteller, Zeitungsverleger, Politiker, in England und Frankreich. Das ist ein riesiges Zeitgemälde, und man könnte fürchten, es sei überladen – wäre nicht so lebendig erzählt. So enthüllt sich dem Leser eine Landschaft, die er nach und nach durchschaut, und vor dem Hintergrund gewaltiger politischer Kämpfe, die das Gesicht der Welt änderten, sehen wir bedeutende und unbedeutende Menschen; wir lernen Personen kennen, deren Namen noch heute umstritten sind, Politiker, Revolutionäre, Reaktionäre; wir sehen Forscher, Philosophen, deren Verdienste gerühmt werden; die Autoren lassen die Namenlosen aus dem Dunkel der Geschichte treten, die unbekannten und schlichten Menschen, die die Monarchie stürzen halfen und an denen es nicht lag, wenn die edlen Ziele nicht erreicht wurden; aber auch die Hofschranzen, die dann von der Revolution hinweggefegt wurden, in den Staub oder unter das Fallbeil.

Die Mays sind fabulierfreudige Erzähler, die von trockenem Dozieren so weit entfernt sind wie von billiger Schwarzweiß-Malerei oder ärmlicher Nacherzählerei. Hier ist alles warm und pulsierend, und man liest das Buch mit großem Vergnügen, weil die Autoren mit Erfahrung und vor allem mit viel Gefühl für ihre Leser den großen Gegenstand außerordentlich lebendig vermitteln. Und fordert man noch zusätzlich, daß solch ein Buch auf eingängige und unterhaltende Art Wissen vermittelt: Hier wird es getan.

Claus



ger K20 (Tr2) steuert die NF-Spannung dann die Endstufe mit dem OC 825 (GC 116). Mit dem Regler 1 kOhm wird die Basisvorspannung und damit die Verstärkung geregelt. Den Arbeitspunkt des Endstufentransistors stellt man mit dem Regler 10 kOhm ein (Kollektorstrom etwa 6 mA).

Ausschlaggebend für das Funktionieren der Reflexschaltung sind die HF-Drossel (Trolitul-Spule mit HF-Kern, vollwickeln mit 0,1 mm CuL) und der Kondensator 100 pF. Die HF-Drossel verhindert, daß die verstärkte HF-Spannung zur NF-Endstufe abwandert. Und der Kondensator 100 pF zwingt die verstärkte NF-Spannung zum Endverstärker. **Ing. Schubert**



HAUPTMANN GOTTFRIED WEHLE

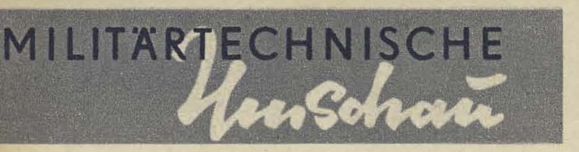
Geboren: 2. 5. 1930, Beruf: Elektromechaniker, Klub: ASK Leipzig, größte Erfolge: 4. bei WM 1962 in Kairo, 4. bei EM 1963 in Stockholm, 3. bei den SKDA-Meisterschaften 1962 in Plzen, 5mal Deutscher Meister im Einzel, 4mal in der Mannschaft, Deutscher Rekord mit 593 Ringen (jeweils in der Disziplin Großkaliberpistole).

Es lag an sich in der Natur der Sache, daß er mit der Pistole umzugehen verstand. Seit 1949 Angehöriger der bewaffneten Organe unserer Republik, erlernte er natürlich gründlich das Waffenhand-



werk. An der Offiziersschule Döbeln holte er sich seinen ersten Titel als Sportschütze – Schulmeister. Ein 6. Platz bei den KVP-Meisterschaften 1955 und der 3. Platz bei den Wintersportspielen der KVP 1956 bestätigten sein Talent als Pistolenschütze. So wurde er noch im gleichen Jahr zur gerade gegründeten Mannschaft Schießen des ASK Vorwärts Berlin (heute ASK Leipzig) delegiert. Wie seine Mannschaft kann also auch Hauptmann Wehle in diesem Jahr sein 10jähriges Jubiläum beim ASK feiern. Zu seinen vielen schönen Erfolgen fehlt ihm immer noch eine Teilnahme an einer Olympiade. Nachdem er 1960 als Vierter der Ausscheidungen knapp den olympischen Zug verpaßte und 1964 – wie er selbst bekennt – bei den Ausscheidungen versagte, will er 1968 einen neuen Anlauf nehmen. „Vielleicht klappt es nun beim dritten Mal, es wäre ein schöner Abschluß meiner Laufbahn." Das berufliche Ziel des Fernstudenten der Elektronik: Ingenieur im Walzwerk Eisenhüttenstadt.

Wi.



Aufgedampfter Rostschutz

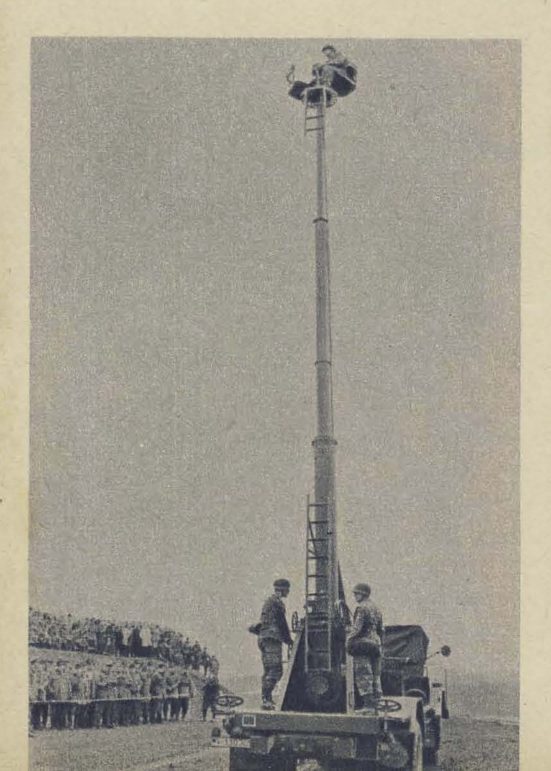
Korrosionsschutz über längere Zeiträume garantiert ein Verfahren des ungarischen Forschungsinstituts Veszprém. Das zu schützende Metall wird mit Papier bedeckt, das eine chemische Verbindung trägt, die in kurzer Zeit verdampft. Die Dämpfe überziehen die Metallteile mit einem unsichtbaren Rostschutz.

Luftkissen-Transporter

Eine Geschwindigkeit von 120 km/h entwickelt ein Luftkissentransporter, der in Gorki (UdSSR) vom Stapel lief. Mittels Turbinen erhebt sich das Fahrzeug 20–30 cm über den Erdboden und kann seine Fracht bzw. 50 Passagiere leicht über alle Unebenheiten des Bodens, Sandbänke, Wasser, Eisflächen und sogar über kleine Steigungen befördern.

Beobachtungsmast

Hydraulische Beobachtungsmaste, die bis zu 20,5 m ausgefahren werden können, sind in der westdeutschen Armee eingeführt worden. Der Mast ist auf einem 5-t-LKW montiert und kann innerhalb von fünf Minuten einsatzbereit sein. Auf seiner Plattform finden zwei Mann Platz. Optische Geräte sind auf einem Tisch befestigt.



Mi-1 mit zwei Turbinen

Auf der Grundlage des sowjetischen Hubschraubers Mi-1 entstand in der Volksrepublik Polen eine neue Version mit zwei Turbinen-Triebwerken. Der Erstflug des Prototyps ergab ausgezeichnete taktisch-technische Resultate. Die neue Konstruktion besitzt eine umfangreiche Funk-Navigationsausrüstung. Durch die Anordnung der Triebwerke über der Kabine wurde der Hubschrauber wesentlich geräumiger und verfügt über eine höhere Tragfähigkeit als die Mi-1.

UFT 420

Ein neues Handfunksprechgerät, das knapp 1 kg wiegt und kaum größer als eine Zigarrenkiste ist, wird im VEB Funkwerk Dresden in Serie produziert. Das für die Funksprech-Nahverbindung entwickelte Gerät ist volltransistorisiert und bei Temperaturen zwischen – 20 und + 45 Grad Celsius voll funktionsfähig. Mit seinen geringen Abmessungen (24,5 × 8,3 × 4,2 cm) entspricht es vollauf den Anforderungen an ein Handfunksprechgerät.

Laser ortet Flugkörper

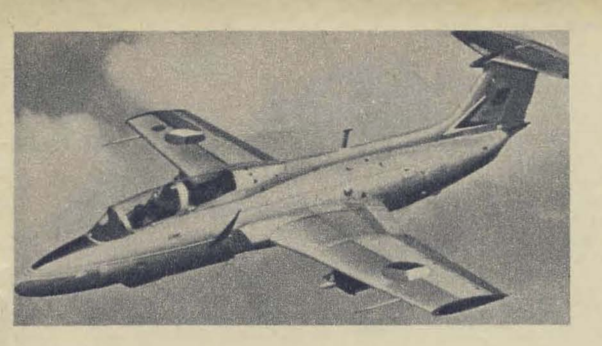
Wissenschaftler des Michel-le-Provence-Observatoriums in Frankreich hatten Erfolg, als sie Laserstrahlen auf sich im Kosmos bewegende Flugkörper richteten. Aus dem empfangenen Echo konnten sie z. B. die Position eines in 1500 km Höhe kreisenden und nur 50 cm Durchmesser aufweisenden amerikanischen Satelliten auf plus oder minus acht Meter genau bestimmen.

Düsenhandschuhe?

Als das Fortbewegungsmittel für frei im Raum schwebende Kosmonauten empfiehlt die Firma Lockheed Corporation sogenannte Düsenhandschuhe. Durch einen Hebeldruck im Handschuh strömt Preßluft durch Düsen, die auf der Außenseite des Handschuhs angebracht sind. Sie sollen eine zielgerichtetere Fortbewegung ermöglichen als die von White seinerzeit benutzte Preßluftpistole.

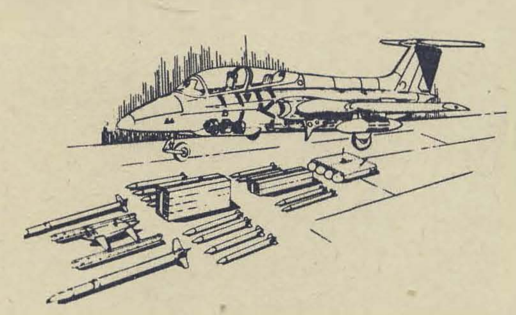
Test-Zentrifuge

Im Medizinischen Institut der polnischen Luftstreitkräfte wurde eine neuartige Zentrifuge zur Untersuchung des Einflusses der Beschleunigung in Verbindung mit dem Absinken des Druckes auf den menschlichen Organismus entwickelt. Die Testperson sitzt darin wie in einer Flugzeugkabine. Das Gerät ist den Luftfahrtmedizinern der europäischen sozialistischen Staaten bereits vorgeführt worden.



L-29 R

Die Konstrukteure des tschechoslowakischen Strahltrainers L-29 brachten vor kurzem die Aufklärerversion dieses universellen Flugzeuges heraus. Unter der Bezeichnung L-29 R wird der „Delfin" als Fotoaufklärer mit zwei Mann Besatzung eingesetzt. Als Ausstattung hat die L-29 im Rumpf, unter der Kabine, eine Spezialfotoeinrichtung erhalten, die mit der Rumpfbewaffnung ausgetauscht werden kann. Die Geräte ermöglichen Aufnahmen von breiten Geländeabschnitten vor und unter dem Flugzeug bei Tage und bei Nacht. Für Nachtaufnahmen wird eine Leuchtbombe als Blitz gezündet. Die Skizze zeigt die im Rumpf untergebrachten Geräte, daneben die Bewaffnung.



Unsinkbares Rettungsboot

Aus seewasserbeständigem Aluminium konstruierte die holländische Firma Verhöf ein 16 Meter langes unsinkbares Rettungsboot. Es bietet 16 Passagieren Platz, die durch vier verschließbare Luken ins Innere des gegen Meereskälte gut isolierten Bootes gelangen. Es wird über eine Alu-Rampe zu Wasser gelassen, ein starker Dieselmotor ermöglicht ein schnelles Entfernen vom sinkenden Mutterschiff.

Öltank ohne Boden

Ein aus Polyester-Harz gefertigter Öltank ohne Boden bewährte sich in Schweden. Die riesige Plaste-Glocke, die 350 m^3 Öl faßt, wird im Meer verankert. Da Wasser und Öl sich bekanntlich nicht mischen und Öl leichter ist, braucht der Tank nach unten keinen Abschluß. Im Gegensatz zu den herkömmlichen Tanklagern gibt es weder Verdunstungsverluste noch Explosionsgefahr durch Gasbildung, da sich selbst bei starker Ölentnahme niemals Luft im Tank befindet.

Tauchflugzeug?

Die amerikanischen Flugzeugwerke General Dynamic Corporation begannen die Entwicklungsarbeiten an einer Konstruktion, die sowohl fliegen als auch unter Wasser schwimmen soll. Das Fahrzeug wird drei Triebwerke erhalten, wobei zwei in den Tragflächen eingebaute zum Start und das dritte, im Rumpf befindliche, zum Flug in der Luft dienen sollen. Zum Antrieb im Wasser dienen Akkumulatoren. Die Konstruktion ist für die Luftwaffe und die Marine der USA vorgesehen. Die Fluggeschwindigkeit soll 280 ... 410 km/h, die Geschwindigkeit unter Wasser 8 km/h betragen. Tauchtiefe 23 m.

FACHBÜCHEREI

Für die Angehörigen des Kommandos der LSK/LV und alle Anhänger, Freunde und Interessenten der Luftfahrt bietet der Deutsche Militärverlag Berlin folgende Bücher an:

„Raketen und Raketenballistik", 348 Seiten, 172 Abbildungen, Ganzleinen mit Schutzumschlag. Preis 32,– MDN.

Dieser Band der Reihe „Einführung in die Ballistik" wurde durch Prof. Dr. Wolff für die 2. Auflage 1966 überarbeitet.

Fliegerkalender 1966, 235 Seiten, 144 Abbildungen, zahlreiche Tabellen, Grafiken und wichtige Daten über Rekorde sowie aus der Luftfahrtgeschichte. Preis 3,80 MDN. Wichtige Beiträge: Die republikanischen Luftstreitkräfte im spanischen Bürgerkrieg; Flieger im Seenotrettungseinsatz; Entwicklung der Luftlandetruppen; Typenschau; militärische Transportflugzeuge.

„Krieg im Äther", A. J. Pali, 207 Seiten, broschiert, 119 Abbildungen, 8,90 MDN.

Der Autor schildert die Entwicklung und den Stand der Mittel und Methoden der Funk- und Funkmeßgegenwirkung.

„Flugzeugfibel" von Hans Röde, Bärbel Dochow, 32 mehrfarbige Blätter mit Flugzeugtypen, Röntgenschnitten und Angaben aus der Fliegerei in einer Mappe im Format 29,5 × 13,5 cm, Preis 5,80 MDN.

Im Transpress – VEB Verlag für Verkehrswesen Berlin erschien: Heinz A. F. Schmidt **„Flieger-Jahrbuch 1966"**, 176 Seiten, zahlreiche Fotos, Zeichnungen und Tabellen, Ganzleinen mit Schutzumschlag, Preis 15,– MDN.

Die 9. Ausgabe dieses bekannten Jahrbuches würdigt das zehnjährige Bestehen der Zivilluftfahrt der DDR, informiert über die Arbeit der Deutschen Astronautischen Gesellschaft, über die funktechnischen Truppen und die internationalen Erfolge unserer Flugsportler.

Weitere Beiträge: Moderne Segelflugzeuge, Flugzeuge aus aller Welt, über die Sicherheit im Weltluftverkehr. **W. Kopenhagen**


Zum
20 Jahrestag
der FDJ
herzliche Glückwünsche
und für's nächste Jahrzehnt
auf ein Neues
Euer

Spionage am Nil

Nach Tatsachen frei berichtet von Ferdinand May

Vom Nil her weht eine erfrischende Brise, läßt die gefiederten Wedel hochstämmiger Palmen erzittern, bauscht die bunten Kattunkleider der Frauen und Mädchen auf und raschelt in den Zeitungsauslagen der Händler an der Uferstraße. Es ist noch früh an diesem Septembermorgen des Jahres 1964, trotzdem sind die Straßen und Plätze der Millionenstadt Kairo bereits von geschäftigem Treiben erfüllt. Die Menschen sind unterwegs zur Arbeit, bald werden sie von weißen Hochhäusern, Fabrikhallen und Baustellen aufgeschluckt sein. Inmitten der Dahineilenden hastet der Postangestellte Achmed ben Abdulla zu seiner Arbeitsstätte. Er hat sich verspätet. Seine Frau Fatima ist verreist, und er mußte den kleinen Haushalt versorgen, den beiden Kindern das Frühstück bereiten.

Während Achmed die Uferstraße entlangläuft, kaum einen Blick auf den breiten Strom und das imposante Stadtbild an der anderen Seite des Nils wirft, pfeift er fröhlich ein Liedchen vor sich hin, das er gestern im Rundfunk gehört hat. Ein Lied vom fleißigen Fellachen und einer Zwiebel, die so groß wie seine Hütte geworden ist, weil er Kunstdünger verwendet hat.

Ach ja, der Vater ist auch Fellache in einem winzigen Dorf am Nildelta, und er bedient eigensinnig weiterhin sein Handschöpfrad, um die Felder zu bewässern, obwohl Achmed ihm zu einer Pumpe verhelfen will. Denn wozu ist man ein moderner Mensch mit Stadtwohnung, Gasherd und dem Radiokästchen? Man ist Angestellter im Hauptpostamt mit festem Monatsgehalt, kommt mit zwei Koffern ins Dorf und packt Geschenke aus: für die Mutter einen Fleischwolf und eine Korallenkette.

Ja, Achmed hat es geschafft ... Er sortiert Briefe und Pakete, er kann die vertracktesten Adressen lesen, ob arabisch, französisch oder englisch. Als er vor sechs Jahren mit Fatima in Kairo angekommen war, hatten sie beide in einem leeren Schuppen nächtigen müssen. Achmed hatte als Wagenwäscher in einer Großgarage im Stadtteil El Gesira begonnen, und Fatima, die flinke, hübsche, wurde gar schnell bei einer staatlichen Zigarettenfabrik eingestellt.

Achmed war zäh. Er wollte nach oben. In Abendkursen lernte er fremde Sprachen, und als er beim Postdirektor die Prüfung bestanden hatte, war er zum selbstsicheren Mann geworden, der schon an den Briefmarken der Postsendungen erkannte, ob der Absender in Allemagne oriental oder occidental saß, ob in England, Irland, Spanien oder in der Sowjetunion.

Eine Reiterkavalkade kreuzt die Uferpromenade. Achmed sieht nur flüchtig hinüber, betrachtet aber dann doch mit dem Blick des Pferdekenners den untadeligen Sitz des Reiters an der Spitze, den der hellblonden Frau neben ihm. Und jetzt erkennt Achmed den Reitenden, der jetzt mit leichtem Sporendruck den Hengst zu rascherer Gangart antreibt. Das ist doch der millionenschwere Deutsche Wolfgang Totz, dem er oft genug den schwarzen Mercedes gewaschen hat. Die Reiterin muß wohl seine Frau oder Freundin sein. W. T., diese Initialen sind auf der Schabracke eingestickt. Richtig, Waltraud hieß sie, die immer respektable Trinkgelder gegeben hatte. Und hat nicht dieser Totz einen Reitstall? Die anderen Reiter sind Achmed unbekannt, vermutlich sind es Westdeutsche, die ja in vielfacher Eigenschaft in Ägypten arbeiten.

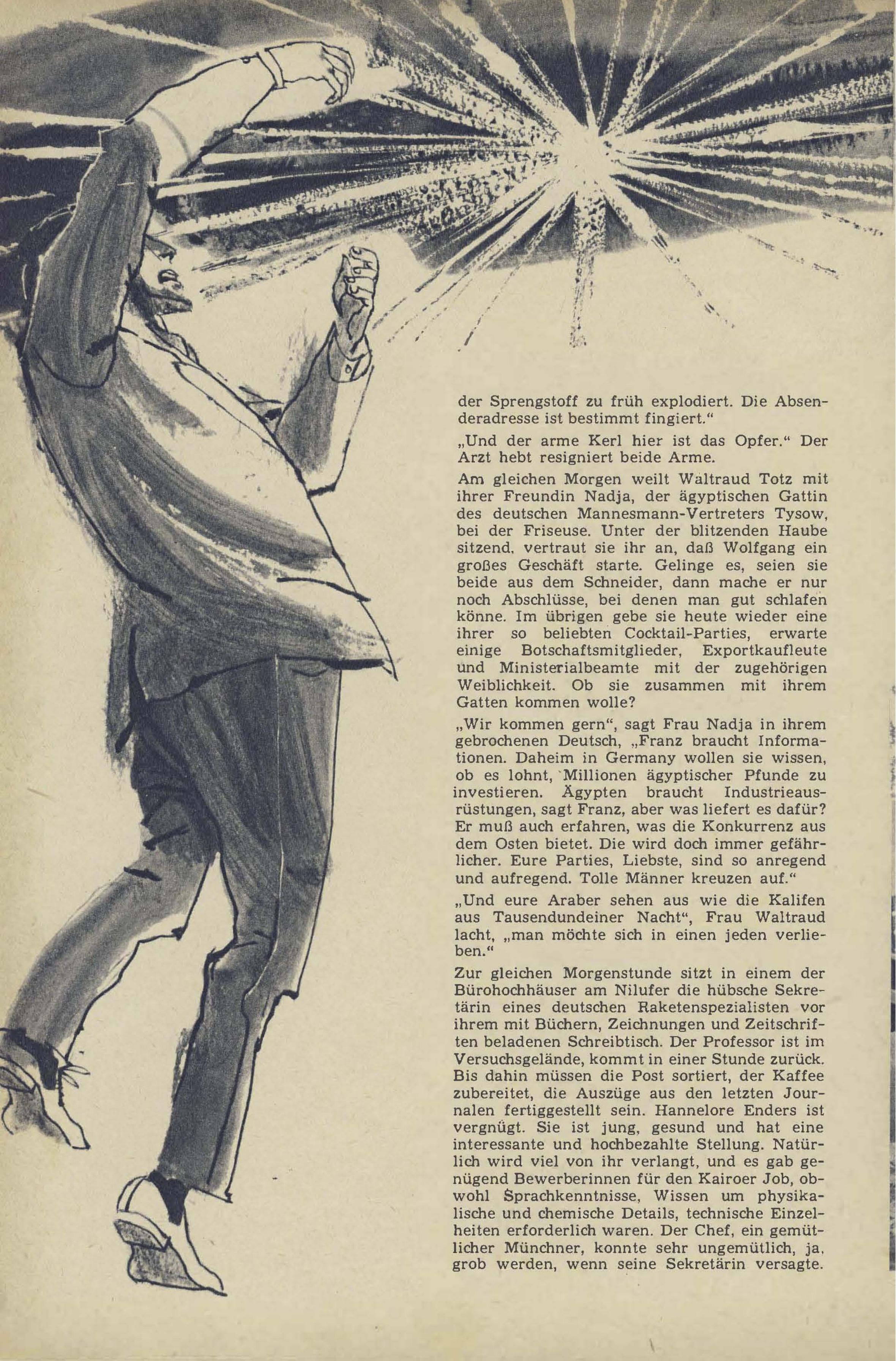
Seufzend setzt Achmed seinen Weg fort. Einmal im Sattel eines solchen Araberhengstes hinaus in die Wüste sprengen können ... Als er eilig durch die Tür des Sortiersaals tritt, hat er das Erlebnis bereits vergessen.

Genau eine Stunde später detoniert an seinem Arbeitsplatz eine Sprengladung, die sich in einem Bücherpaket befand. Absender ist eine Buchhandlung in Stuttgart, Empfänger ein Ingenieur aus Westdeutschland, der oftmals in letzter Zeit wissenschaftliche Werke von dorther bezogen hat.

Nur noch wenige Stunden sind Achmed gegeben. Mit entsetzlicher Klarheit begreift er, wie mit dem Blut aus der zerrissenen Brust sein Leben dahinrinnt. Da war doch in dem Päckchen ein Ticken gewesen, wie das rasende Klopfen des Herzens, das jetzt in seinem Kopf dröhnt, aber Achmed hatte diesem „Ticktack" keine weitere Bedeutung zugemessen. Rings um ihn stehen die Kollegen verstörten Gesichts.

Polizisten sperren den Sortiersaal ab, eine Krankenschwester kniet neben Achmed..

Der Polizeioffizier überprüft die Reste der Sendung, spricht halblaut mit dem Arzt: „Ein offenkundiges Attentat auf einen deutschen Wissenschaftler, der im Dienst unseres Staates steht. Er sollte wohl erschreckt und vertrieben werden. Es gibt geheime Mächte. Sie verstehen. Dieser Ingenieur soll an der Herstellung bestimmter Waffentypen beteiligt sein. Nun ist



der Sprengstoff zu früh explodiert. Die Absenderadresse ist bestimmt fingiert."

„Und der arme Kerl hier ist das Opfer." Der Arzt hebt resigniert beide Arme.

Am gleichen Morgen weilt Waltraud Totz mit ihrer Freundin Nadja, der ägyptischen Gattin des deutschen Mannesmann-Vertreters Tysow, bei der Friseuse. Unter der blitzenden Haube sitzend, vertraut sie ihr an, daß Wolfgang ein großes Geschäft starte. Gelinge es, seien sie beide aus dem Schneider, dann mache er nur noch Abschlüsse, bei denen man gut schlafen könne. Im übrigen gebe sie heute wieder eine ihrer so beliebten Cocktail-Parties, erwarte einige Botschaftsmitglieder, Exportkaufleute und Ministerialbeamte mit der zugehörigen Weiblichkeit. Ob sie zusammen mit ihrem Gatten kommen wolle?

„Wir kommen gern", sagt Frau Nadja in ihrem gebrochenen Deutsch, „Franz braucht Informationen. Daheim in Germany wollen sie wissen, ob es lohnt, Millionen ägyptischer Pfunde zu investieren. Ägypten braucht Industrieausrüstungen, sagt Franz, aber was liefert es dafür? Er muß auch erfahren, was die Konkurrenz aus dem Osten bietet. Die wird doch immer gefährlicher. Eure Parties, Liebste, sind so anregend und aufregend. Tolle Männer kreuzen auf."

„Und eure Araber sehen aus wie die Kalifen aus Tausendundeiner Nacht", Frau Waltraud lacht, „man möchte sich in einen jeden verlieben."

Zur gleichen Morgenstunde sitzt in einem der Bürohochhäuser am Nilufer die hübsche Sekretärin eines deutschen Raketenspezialisten vor ihrem mit Büchern, Zeichnungen und Zeitschriften beladenen Schreibtisch. Der Professor ist im Versuchsgelände, kommt in einer Stunde zurück. Bis dahin müssen die Post sortiert, der Kaffee zubereitet, die Auszüge aus den letzten Journalen fertiggestellt sein. Hannelore Enders ist vergnügt. Sie ist jung, gesund und hat eine interessante und hochbezahlte Stellung. Natürlich wird viel von ihr verlangt, und es gab genügend Bewerberinnen für den Kairoer Job, obwohl Sprachkenntnisse, Wissen um physikalische und chemische Details, technische Einzelheiten erforderlich waren. Der Chef, ein gemütlicher Münchner, konnte sehr ungemütlich, ja, grob werden, wenn seine Sekretärin versagte.



Dann half kein Augenaufschlag, kein Kokettieren mit den tadellos gewachsenen Beinen, keine weinerliche Miene, es gab nur sofortige Korrektur und Entschuldigung.

„Verschwiegenheit, immer wieder Verschwiegenheit, Fräulein Enders“, diese Weisung hörte sie täglich, stündlich. „Sekretärin kommt von sekretieren, das heißt absondern, geheimhalten. Halten Sie sich die Boy-friends vom Hals. Die Burschen wirken erotisch wie der Apoll von Belvedere, lungern auf allen Tennis- und Golfplätzen herum. Der Teufel allein weiß, von welchem Geheimdienst sie ausgehalten werden.“ Als Hannelore einmal versehentlich den Inhalt der Papierkörbe in den Müllschlucker gekippt hatte, war der Professor fuchsteufelswild geworden.

„Kruzitürken, Bombenelement! Noch mal so etwas, und i werf' Sie eigenhändig hinterher“, hatte er gebrüllt und ihr vorgerechnet, daß der Staat Israel beispielsweise ein hübsches Sümmchen für solche Papierkorbschnipsel zahle.

„Zwischen Ägypten und Israel ist latenter Kriegszustand, dös, liabes Freilein, müßten's wissen. Oder haben's die Drohbriefe nöt gelesen, die i bekommen hab'? ‚Reise ab, oder von Dir kommt nur Asche nach München zurück‘.“

Natürlich weiß Hannelore Enders, daß die Wissenschaftler mehrerer Nationen im Dienst Ägyptens tätig sind, daß sie Raketen konstruieren, und daß dieses Kairo ein Tummelplatz für Spione ist. Man spricht von Industrievertretern, Journalisten, bestenfalls von Nachrichtenbüros. Soll sie deshalb wie eine Nonne leben?

Da ist der reizende junge ägyptische Arzt Dr. Ibrahim, dem sie eine Partie Tennis versprochen hat, heute nachmittag in El Gesira. Und dann eine Autofahrt nach Heliopolis. Warum eigentlich nicht? Konnte er spionageverdächtig sein, er, ein patriotischer, guter Araber?

Sie zieht die Lippen nochmals nach, dann öffnet sie die eingegangene Post. Wieder ein Päckchen von diesem Stuttgarter Buchhändler... Sicher wieder Sex-Bücher, die der Professor bestimmt nicht bestellt hat. Ansichtssendung? Mit einem Blick durch das offene Fenster auf die im Wind treibenden Nilbarken reißt sie die Umschnürung auf und... dieser Blick in den köstlichen Herbstmorgen und den blauseidenen Himmel soll das sein, was Hannelore zum letzten Male mit ihren Augen umfing.

Die Explosion zerschlägt die Einrichtung, Fensterscheiben klirren auf das Straßenpflaster, die Tür wird aus den Angeln gerissen. Als nach vielen Tagen der Chirurg Dr. Ibrahim den Verband von Hannelores Gesicht vorsichtig löst, wird ihm zur Gewißheit, was er bereits ahnte: Die Patientin hat durch den Sprengstoffanschlag, der dem Professor galt, ihr Augenlicht verloren. Ihr schönes Gesicht ist zerrissen, verstümmelt. Man wird auch die rechte Hand nicht retten können, man muß amputieren. Niemals wieder wird Hannelore Tennis spielen.

„Verbrecherbande“, der Professor tobt, flucht, fährt zur Botschaft. Schließlich sind die Päckchen aus der Bundesrepublik gekommen... Von dort kamen auch die Drohbriefe.

Alle Spezialisten wollen ihre Tätigkeit einstellen. Zwei Explosionen zur gleichen Zeit, das sind unheimliche Drohungen.

Am Abend dieses ereignisreichen Tages gibt Wolfgang Totz, Besitzer eines Reitstalls, seine Party. In der guten Gesellschaft Kairos gilt er als Millionär mit vielfachen Interessen, Beteiligung an Industrieunternehmungen, mit den Passionen eines Herrenreiters und Pferdezüchters. Er halte in seinen Ställen edelste arabische Vollblüter und sei im Ausleihen großzügig, wenn einer seiner Freunde diese Leidenschaft teile.

Stets habe er Gäste aus Kreisen ägyptischer Militärs, der Diplomatie, der Ministerien, und alle pflichteten ihm bei, daß noch immer das Glück auf der Erde auf dem Rücken der Pferde liege. Es gilt als sicher, daß er unter Rommel als Hauptmann im Afrika-Korps gekämpft hat, daß sein Vater Rittmeister in einem feudalen Kavallerie-Regiment gewesen ist und am Ende des ersten Weltkriegs den Abschied bekam.

Stets besuchen auch deutsche Waffenexperten die Abendgesellschaften im Hause Totz, und es ergibt sich oft genug, daß sie offenherzig von Erfolgen und Mißerfolgen sprechen... Man ist ja bei Freunden, und der Wein löst die Zungen. Der Hausherr hat die Manieren eines Mannes von Welt, er besitzt ein gewinnendes Wesen. Niemand fragt, woher sein Reichtum kommt. Es sind ja so viele in diesen Nachkriegsjahren zu Vermögen gekommen, wen, außer der Finanzbehörde, kümmert das? Frau Waltraud, die attraktive blonde Schönheit, versteht zu repräsentieren. Eine vorzügliche Reiterin, kann sie ebensogut Konversation machen. Sie spricht fließend englisch und französisch, angeeignet in Holland und in Nordamerika, wo sie als Hausdame das „süße Leben“ der dortigen Oberschicht zur Genüge studiert und vermutlich auch ausgekostet hat. Dabei wirkt sie bürgerlich ehrbar, ihr Dialekt verrät die Schwäbin. Ihr Vater ist Drahtbürstenfabrikant in Heilbronn, kommt hier und da zu Besuch, um sich im Glanz des Millionärhaushalts zu sonnen.

Am heutigen Abend ist die Stimmung unter den deutschen Gästen gedrückt, man sieht ernste Gesichter. Die Gattin des deutschen Luftfahrttechnikers Schirmeir ereifert sich: „Dös isch 'ne Affenschand'. Auch mein Mann hat so'n Päckle

bekomme, es isch awer net explodiert. Die Lumpenkerle wolle ihm den Job vermiese. Wer steckt dahinter? Ob's die Israelis sin? Die hawe doch Angst, daß der Nasser moderne Waffe kriegt."

Die Damen im Kreis ringsum hören teilnahmsvoll zu und schweigen. Eine hochbezahlte Stelle ist oftmals mit Risiken verbunden, denken sie. „Ich tippe eher auf die Sowjets", meint Franz Tysow, der im weißen Smoking inmitten der Damen eine dekorative Figur abgibt. Als Vertreter von Mannesmann-Röhren, die Millionensummen in Ägypten investiert, ist er im Gesellschaftsleben Kairos ein begehrter und gern gesehener Gesellschafter. Seine Berichte an die bundesdeutsche Generaldirektion können den Golfstrom industrieller Hilfe entscheidend beeinflussen.

„Aber Monsieur Tysow", ein arabischer Gast ereifert sich, „die Sowjets bauen uns den Assuan-Staudamm, sind großzügiger und uneigennütziger als jeder andere Staat, warum sollten sie, ausgerechnet sie, die Wissenschaftler vertreiben wollen? Denen liegt doch daran, daß unser Land die letzten Reste der Feudalzeit und des britischen Kolonialismus überwindet."

„Das Gespräch wird zu ernsthaft", die Hausfrau mahnt, „tanzen wir lieber."

Während die Klänge eines Twist aus der Musikbox quellen, geht Totz hinaus und schließt sich im Arbeitszimmer ein. Vorsichtig hebt er die Gummiplatte der Personenwaage ab, unter der sich ein Kurzwellensende- und -empfangsgerät befindet, morst an seinen Auftraggeber: „Stiefel wurden gemäß Weisung versandt. Beträchtliche Wirkung bei den deutschen Adressaten. Weitere Informationen folgen."

Als er zu der Gesellschaft zurückkehrt, sich durch das Gewühl der Tanzenden drängt, raunt ihm seine Gattin zu: „Eben hat das Radio durchgegeben. Der Postbeamte ist gestorben. Ein Fellache irgendwo bei Giseh hat seinen rechten Arm verloren. Er wollte ein Päckchen dem Ingenieur Sandstein übergeben."

Totz ist aschfahl geworden. „Was willst du? Das habe ich nicht gewollt. Überhaupt, damit habe ich nichts zu tun. Widme dich den Gästen." Er muß sich Kühlung verschaffen, geht ins Arbeitszimmer zurück. Bilder aus der Vergangenheit tauchen empor und schwinden wieder. Afrika-Korps ... El Alamein. Nächte unterm Sternen-

Fortsetzung auf Seite 81



Illustrationen: Karl Fischer

Eine Betrachtung zur Hallensaison der Leichtathleten · Von Eberhard Bock

Zum Greifen nah jagt das Rudel der Läufer auf der schmalen Holzpiste an uns vorbei. Jeder versucht, sich schnell eine günstige Position an der Spitze zu erkämpfen, denn Hallenläufe haben ihre eigenen Gesetze. Doch keiner will weichen. Rundenlang schon jagen sie so dahin. Plötzlich kommt Leben in das bunte Feld. Ein Läufer im blauen Trikot stürmt mit einem Zwischenspurt nach vorn. Schnell löst er sich von den Konkurrenten. Drei Meter, fünf, zehn – sein Vorsprung wächst. „Schneller!" hämmert es in seinem Gehirn. „Leg dich mehr in die Kurve! Bleib an der Innenkante! Die Zwischenzeiten sind gut, vielleicht kloppt es!" Die Anstrengung zeichnet sein Gesicht, schwer atmen die Lungen, sein Nacken glänzt vom Schweiß.

„Siegfried Herrmann kann Hallenweltbestzeit laufen", dröhnt es aus den Lautsprechern. Ein Anfeuerungssturm erfüllt die geräumige Halle. Von dieser Beifallswoge getragen stürmt der Erfurter in die letzte Runde, steigert noch einmal seinen Schrittrhythmus, ringt seinem Körper das Letzte ab und ist im Ziel. Es müßte gereicht haben. Bange Minuten vergehen bis die Zeit kommt: „7:53,2 min! Neue Hallenweltbestleistung". Was der Sprecher dann noch sagt, geht im Jubel der begeisterten Zuschauer unter. Oft erlebten wir in den letzten Jahren solche spannenden Läufe auf der in den Kurven überhöhten, nur 142,86 m langen Bahn aus Zedernholz der modernen Halle im Berliner Sportforum.

Daß Radsportler, Schwimmer und Tennisspieler des Winters ihre Wettkampfzelte in den Hallen aufschlagen, ist seit langem eine Selbstverständlichkeit. Heute nun hängt man, wenn Schnee und Eis die Stadien und Aschenbahnen bedecken, auch die Spikes nicht mehr an den Nagel – auch die Leichtathleten begeben sich mit dem Herannahen der kalten Jahreszeit ins „Winterquartier".

In Amerika kennt man Hallenveranstaltungen der Leichtathleten schon viele Jahre. Bereits 1868 fand in New York das erste Hallensportfest statt. Mit dem sicheren Instinkt fürs Geschäft erkannte man dort sehr schnell die Bedeutung und die Publikumswirksamkeit solcher Veranstaltungen. Aufgezogen als große „Show" wurden sie zum gesellschaftlichen Ereignis, an dem man teilnehmen mußte, wie am Filmball oder an der neuesten Theaterpremiere.

Natürlich luden sich die geschäftstüchtigen Manager die bekanntesten Athleten aus aller Welt ein. Der Norweger Charles Hoff, Weltrekordler im Stabhochsprung zwischen 1922 und 1927, gab bei der amerikanischen Hallensaison

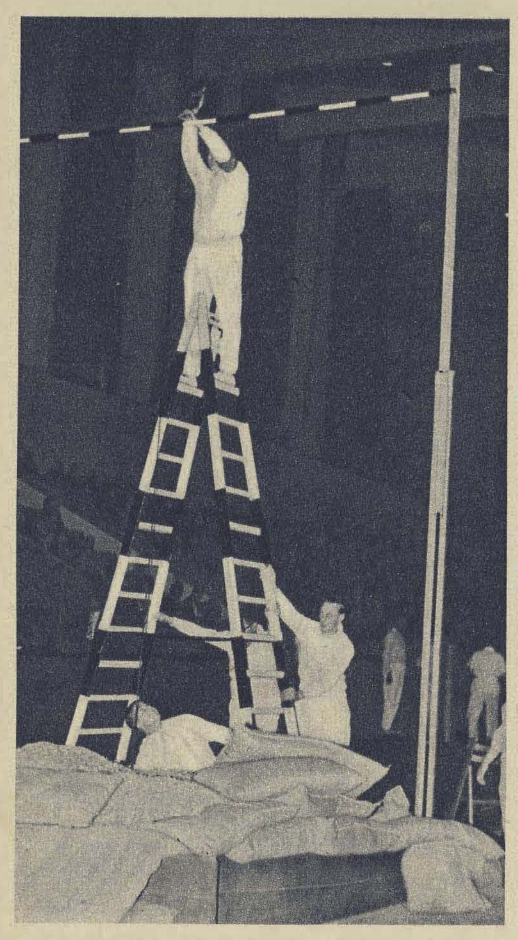


Auch in der Halle: Jürgen May auf Tempojagd allein an der Spitze des Feldes

WENN DIE ZEDERNPLANKEN *dröhnen*

HALLENMEILER AM BESTEN

	Weltrekord	Hallenbestleistung	Differenz
400 m	44,9 s	46,8 s	1,9 s
800 m	1:44,3 min	1:47,4 min	2,9 s
1500 m	3:35,6 min	3:41,6 min	6,0 s
1 Meile	3:53,6 min	3:56,4 min	2,8 s
3000 m	7:39,6 min	7:53,2 min	12,6 s
2 Meilen	8:22,6 min	8:30,7 min	8,1 s
3 Meilen	12:52,4 min	13:18,4 min	26,0 s
5000 m	13:24,2 min	13:58,4 min	34,2 s



Schwindelfrei muß der „Höhenmesser" beim Stabhochsprung sein.

ebenso seine Visitenkarte ab wie Paavo Nurmi, der legendäre finnische Langstreckler der zwanziger Jahre.
Seitdem sind Jahre vergangen. In Europa hat sich gleichfalls eine eigene Hallensaison entwickelt. Internationale Sportfeste, die von Rundfunk und Fernsehen übertragen werden, nationale Hallenmeisterschaften und sogar Länderkämpfe stehen auf dem Programm. In diesen Tagen bereiten sich in allen Teilen Europas die besten Leichtathleten für die ersten Europäischen Hallenspiele vor, die Ende März in Dortmund stattfinden. Mit dieser offiziellen Veranstaltung der Internationalen Leichtathletik-Föderation (IAAF) findet die Entwicklung der Hallenleichtathletik ihre vorläufige Krönung. Der Weg zu Pokalkämpfen, die mit dem Europacup im Sommer so begeisterten Anklang fanden, und zu offiziellen Europameisterschaften ist sicher nicht mehr weit.
Was verhilft der Hallenleichtathletik zu dieser Popularität? Es sind vor allem zwei Faktoren:
Zum einen ist die Hallensaison für den Trainingsaufbau eines Spitzenathleten unentbehrlich. Sie hat sich als Prüfstein für das Wintertraining bewährt. Der Athlet muß zeigen, was er zu diesem Zeitpunkt kann. Die Wettkämpfe sind für ihn eine willkommene Unterbrechung der mitunter stupiden Trainingsarbeit der Wintermonate.
Zum anderen bietet sie die Gelegenheit, das Publikum wieder an die „Krone Olympias" heranzuführen. Der enge Kontakt zu den Athleten, die guten Sichtmöglichkeiten in der Halle, die stimmungsvolle Atmosphäre sind schon dazu angetan, Begeisterung zu entfachen. „Die Atmosphäre in einer Halle ist außergewöhnlich. Die Halle schafft andere Kampfmomente als

HALLEN-WELT-BESTLEISTUNGEN

(Stand vom 31. 12. 1965)

60 y (54,86 m)	5,9 s	Hayes, USA	New York	22. 2. 1964
		Perry, USA	New York	28. 1. 1965
		Roberts, Trinidad	New York	28. 1. 1965
		Pender, USA	New York	28. 1. 1965
		Perry, USA	Toronto	29. 1. 1965
100 m	10,3 s	Kunarjew, UdSSR	Leningrad	17. 1. 1965
400 m	46,8 s	Larrabee, USA	Westberlin	8. 4. 1965
500 y (457,20 m)	55,5 s	Young, USA	Louisville	16. 2. 1963
		Mottley, Trinidad	Boston	11. 1. 1964
600 y (548,64 m)	1:09,2 min	Mottley, Trinidad	Ithaca	29. 2. 1964
800 m	1:47,4 min	Nelson, USA	Westberlin	7. 4. 1965
1000 m	2:21,0 min	Jazy, Frankreich	Paris	16. 11. 1965
1500 m	3:41,6 min	O'Hara, USA	Chikago	6. 3. 1964
1 Meile (1609,35 m)	3:56,4 min	O'Hara, USA	Chikago	6. 3. 1964
3000 m	7:53,2 min	Herrmann, DDR	Berlin	14. 2. 1965
2 Meilen (3218,69 m)	8:30,7 min	Beatty, USA	Los Angeles	10. 2. 1962
3 Meilen (4828,04 m)	13:18,4 min	Clarke, Australien	New York	22. 2. 1964
5000 m	13:58,4 min	Simpson, Großbritannien	Tampere	10. 4. 1965
60 y Hürden	6,8 s	Hayes Jones, USA	Baltimore	29. 2. 1964
110 m Hürden	13,7 s	Michailow, UdSSR	Leningrad	März 1961
Hochsprung	2,25 m	Brumel, UdSSR	Leningrad	28. 1. 1961
Stabhochsprung	5,10 m	Nikula, Finnland	Pajulahti	2. 2. 1963
Weitsprung	8,18 m	Ter-Owanesjan, UdSSR	New York	1. 2. 1963
Kugelstoßen	20,17 m	Matson, USA	Dallas	13. 2. 1965
Dreisprung	16,30 m	Fedossejew, UdSSR	Leningrad	23. 2. 1962

die Aschenbahn. Die kleinen Holzbahnen komprimieren die Positionskämpfe, der Zuschauer steht mitten im turbulenten Geschehen", urteilte der Verdiente Meister des Sports Heinz Birkemeyer einmal über die Hallensaison, und Siegfried Herrmann, der in der Berliner Dynamo-Halle zwischen 1958 und 1965 nicht weniger als acht Hallenweltbestleistungen lief, meint: „In der Halle fühle ich mich wohl. Das Publikum treibt mich regelrecht vorwärts. Hier sehe ich zum ersten Mal, was das Wintertraining eingebracht hat, und was mir in etwa der Sommer bringen wird. Ein gutes Ergebnis gibt zugleich Auftrieb für die weitere Ausdauerarbeit im zweiten Teil der Vorbereitungsperiode."

Noch lassen die unterschiedlichen Ausmaße und Bedingungen der einzelnen Hallen offizielle Hallenweltrekorde nicht zu. Holz- und Naturbahnen stehen sich gegenüber. Die Bahnlängen in den bekanntesten Hallen schwanken zwischen 142 und 250 m. Die einen haben überhöhte Kurven, die anderen nicht. Haupthindernis aber dürfte der Mangel an geeigneten Hallen sein – selbst in traditionsreichen Leichtathletikländern.

Trotzdem kann man bereits Hallenresultate notieren, die die Freiluft-Rekorde zum Teil übertreffen. So übersprang Waleri Brumel im Leningrader Winterstadion 2,25 m, während der Rekord im Freien noch bei 2,23 m stand.

So meisterte Pentti Nikula in der Halle als erster Springer der Welt die 5-Meter-Grenze, und Bob Hayes unterbot auf den in den USA sehr populären 60 Yards die Traumgrenze von 6,0 s. Die Halle bietet vor allem in den technischen Disziplinen Bedingungen, die hohe Leistungen gestatten. Auf den Mittel- und Langstrecken ist die Differenz zwischen Hallenbestleistung und Weltrekord naturgemäß größer. Die mitunter stickige, sauerstoffarme Luft und die kurzen Bahnen sind Hauptursache dafür. Ein Vergleich der Höchstleistungen macht das deutlich.

Es ist müßig, darüber zu polemisieren, ob es eines Tages in der Halle und im Freien gleiche Leistungen gibt, und es ist auch müßig, darüber zu orakeln, ob die Hallenleichtathletik einmal die große Schwester – etwa wie beim Handball – in der Publikumsgunst verdrängen könnte. Sicher wird sie einmal einen ebenbürtigen Platz neben den Freiluftwettkämpfen einnehmen, aber noch dient sie in erster Linie der Vorbereitung der Aktiven auf die Höhepunkte der Sommersaison. Unter diesem Gesichtspunkt sollte man in den nächsten Tagen das Auftreten unserer Athleten bei den Europäischen Hallenspielen sehen.

Übrigens! Gehen Sie ruhig einmal hin. Schauen Sie sich ein Leichtathletik-Sportfest in der Halle an. Sie werden Ihre Freude daran haben. Auch, wenn es einmal keine Rekorde geben sollte . . .



Mit übersprungenen 5 m gehört Wolfgang Nordwig auch in der Halle zu den besten Europäern. Besser als er war nur Pentti Nikula (Finnland) mit 5,10 m. Die Höhe von 5 m bewältigten auch der Westdeutsche Reinhardt und Tomasek aus der ČSSR.

SPATZ SCHLAUKOPF WEILTE:



Unter der Milchstraße und anderen Sternen

Es war noch sehr früh, als wir Berlin verließen, und die liebliche gothische Hostesse in der bunten Stadt am Harz, Wernigerode, lag gewiß noch im Bett und träumte wie gewöhnlich, wie den Gästen begreiflich zu machen sei, daß es sich nicht verlohne, für Einnachtsgäste das Bettzeug zu wechseln. Aber Träume sind Schäume, so konnten wir ihr beibringen. Zuvor führte uns der Weg allerdings erst nach Knappenrode.



Gespräch unter der Milchstraße

Knappenrode ist im Harz an der Fernverkehrsstraße sechster Ordnung gelegen. Das Dorf enthält eine Kirche, ein Gasthaus, in dem Brocken-Liqueur ausgeschenkt wird, eine allgemeinbildende polytechnische Oberschule, eine LPG, in der Rinderzucht betrieben wird, und 17 Reservisten. Daß der Ort bereits den vierzehnten Bürgermeister hat, ist nicht weiter von Belang. Auch ist dort eine Kompanie Grenzsoldaten garnisoniert, aus der gelegentlich die Knappenröder Einwohnerschaft vermehrt wird; zum Beispiel durch Hete.

Ihn trafen wir im Fischgrätenmelkstand der LPG. Links acht Kühe, rechts acht Kühe, in der Mitte werkelte Erwin Klemann. Aus den Melkzeugen floß durch eine Milchrohrstraße der weiße Strom über unseren Köpfen zum Tank. Hete wurde er eigentlich nur in der Grenzkompanie gerufen. Als er im Sommer 1957 zur Grenze kam, abwandelten seine Kameraden aus dem Erwin Klemann einen Hete, weil das erstens kürzer und er zweitens aus Heteborn gebürtig ist. 1963 schlüpfte er dann wieder in seinen Geburtsscheinnamen. Damals wurde er in Ehren in den Grenzhelferstand entlassen, als Stabsgefreiter der Reserve.

Den Dienst an der Staatsgrenze hatte er mit Lust und Liebe versehen. Warum sollte er seine Kenntnisse und Fertigkeiten nun nicht als Reservist und Grenzhelfer nutzen?

Der Dienst an der Grenze ist hart und verlangt Mut. Während seiner Dienstzeit verlor Hete nur einmal sein Herz. Das war 1960, als er seine Frau in Knappenrode heiratete. Ansonsten bewahrte er immer einen kühlen Kopf. Findig und mit Sachkenntnis versah er den Dienst. 35 Grenzverletzer konnte Hete stellen.

In der Klosterklause, abends beim Brocken-Liqueur, erzählt er manchmal die Geschichte von der Hahnenwiese. Nahe der Koppel war die Grenze durchbrochen worden. Hete und sein Posten lagen auf der Lauer. Es dämmerte. Da kam es ihm ein, zwei Stangen neben einen Baum zu stellen und über deren Äste die Regenumhänge zu legen. Dann ging das Postenpaar nahe der Grenze in Stellung. Die Zeit strich dahin. Plötzlich waren von jenseits gedämpfte Stimmen zu hören. „Sie stehen drüben unter den Bäumen. Wir gehen gleich hier über die Wiese.“ Minuten später hatten Hete und sein





Posten auf einem Streich drei Grenzverletzer gestellt.

Heute wird Erwin Klemann in der LPG als Facharbeiter ausgebildet. Und einmal im Monat frischt er während der Grenzhelferschulung seine Kenntnisse auf und lernt Neues hinzu.

Die Milchstraße über uns verblaßte. Der Fluß der Milch und der Rede war versiegt. Erwin Klemann trieb andere Kühe zum Euterlaß herein.

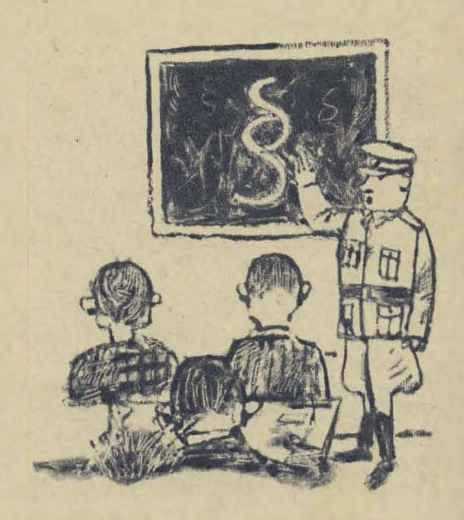
Reservisten – doch nicht reserviert

Als Ernst Zörner, Erwin Klemann, Hans Schäffner, Alfons Müller und die anderen Knappenröder gedienten Soldaten von der Armee entlassen wurden, sagten sie ihr also nicht valet. Mit den Jahren wurden sie mehr und mehr Reservisten im Ort. Ein Reservistenkollektiv, gemäß Buchstaben und Paragraphen der Reservistenordnung, bilden die 17 Grenzhelfer Knappenrodes nicht. Doch deshalb sind sie nicht etwa kein Kollektiv. Gemeinsam mit den aktiven Grenzern schützen sie ihr Dorf, ihre Grenze. Bei Grenzdurchbrüchen alarmiert, ist des Kompaniechefs Reservisten-Reserve pünktlich zur Stelle, um Grenzsicherungsaufgaben zu übernehmen. Und monatlich einmal gehen die Reservisten in die Sonntagsschule. Dort bildet sie ein Offizier der Kompanie an den neuen Waffen aus. Wie man Spuren sichert und Grenzverletzer festnimmt, wird ihnen gelehrt. Paragraphen müssen ebenfalls gebüffelt werden, denn wer für Ordnung an der Grenze sorgt, muß auch die Grenzordnung kennen. Kein Auge wird von den Grenzsicherungsorganen zugedrückt, wenn ein Grenzhelfer Leichtfuß die Vorschriften nicht so genau nimmt. Davon soll zu berichten sein.

Ein Grenzhelfer sitzt

Sie saßen in fröhlicher Runde, die Grenzsoldaten und die Knappenröder Grenzhelfer, um den zehnten Jahrestag der NVA zu feiern. Viele Gesundheiten wurden ausgetrunken und manches Erlebnis zum besten gegeben. So kam Dieter Wehage, der Zootechniker der LPG, nicht umhin, davon zu berichten, wie er eingelocht wurde.

Im Frühjahr des vergangenen Jahres war's, als Dieter Wehage eines Früh den Zimmermann beauftragte, die Koppelzäune auszubessern. Die Grenzkompanie war benachrichtigt worden, und so stand dem Unternehmen nichts im Wege. Später wurde der Schlüssel vom Geräteschuppen benötigt, doch den hatte der Zimmermann bei sich. So fuhr der Zootechniker zur Hahnenwiese hinaus. Draußen, an der Grenze, war er den Posten nicht gemeldet worden. Kurzerhand arretierten sie den Grenzhelfer Dieter Wehage. Mit Hallo empfingen die Soldaten den Delinquenten und seine Eskorte später in der Unterkunft der Kompanie. Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten. Sei es, daß der Diensthabende, dem der Missetäter während eines Telefongespräches vorgeführt wurde, ungehalten war, sei es, daß sein Befehl mißverstanden worden war, es kam wie es sich der Grenzhelfer nicht hatte träumen lassen: Er wurde eingelocht. Da saß er nun im Verlies. Minute reihte sich an Minute, und Dieter Wehage harrte der Dinge – bis die Klärung des Sachverhalts ihn nach einer Viertelstunde aus seiner mißlichen Lage befreite. Aber nicht immer muß man sitzen, wenn man etwas ausgefressen hat.



Die Liebe des Soldaten K.

Liebe und Verstand geh'n selten Hand in Hand. Die Geschichte, von der hier die Rede, ist nun bald Historie, doch noch heute sprechen die „alten" Soldaten der Kompanie Schnürer davon. Es war eine schöne Geschichte.

Soldat Kröning, jung an Jahren und auf Freiersfüßen, hatte Ausgang. Er ging tanzen. Nicht lange dauerte es, und er war mit einem Mädchen vertraut. Von den Artigkeiten war er bald zu den Zärtlichkeiten gewechselt, darüber die Zeit verging. Als Kavalier schaffte Soldat Kröning seine Dame heim. Und so begab es sich, daß er eine halbe Stunde vom Ausgang zu spät zurückkam.

Nach der Vorschrift hätte er nun bestraft werden müssen. Doch die Kompanieleitung besann sich auf ihren Patenbetrieb, mit dessen Brigaden



Zeichnungen: Paul Klimpke

die Züge Freundschaftsverträge abgeschlossen hatten. Der Zugführer, Oberfeldwebel Schönemann, und der mitternächtliche Missetäter fuhren zur Jugendbrigade „7. Oktober" des VEB Metallgußwerk nach Wernigerode. Vor diesem Forum mußte sich Soldat Kröning verantworten. Als Kavaliersdelikt konnte er die Sache dort nicht abtun. Die Kumpel sagten ihm gehörig die Meinung: „Wir können es uns nicht erlauben, zu spät zu kommen. Wir erwarten das gleiche erst recht auch von dir. Deine Pflicht als Grenzsoldat ist es, die Grenze zu sichern, damit unsere Arbeit geschützt wird. Von dir verlangen wir, daß du deine Genossen in der Kompanie nicht im Stich läßt, und auch uns nicht."

Wohl war dem Soldaten Kröning in seiner Haut nicht, denn mit den Kumpeln hatte er so mansches schöne Erlebnis gehabt. Er versprach, sich zu bessern. Bald war er auch einer der Besten in der Kompanie. Hin und wieder erkundigter sich die Kollegen, ob er sein Versprechen einhielt. In der Kompanie sprach sich dieser Vorfall herum. Seitdem gab es in der Einheit Schnürer keine Ausgangsüberschreitungen mehr.



Und darauf einen ...

Zum Paten nahm sich die Kompanie den VEB Metallgußwerk. Die Züge zogen nach und schlossen mit den Jugendbrigaden Freundschaft. Vorerst vertraglich. Schwer war es für den Zug Schönemann und die Jugendbrigade „7. Oktober", ihren Freundschaftsvertrag unter Dach und Fach zu bringen. Ständig kam etwas dazwischen. Endlich war es soweit. Ins Brigadebuch schrieb damals Werner Köllner: „Also Sonntag nachmittag zur Grenze! Günter (Steinke, der Brigadier) sagt: ‚Da macht die Brigade nicht mit.' Na, wir werden ja sehen."

Tage später trug der Chronist ein: „Günters Ausspruch vom 18. 6. bewahrheitete sich nicht. Denn 12 Mitglieder unserer Brigade fuhren mit ... Nach einigen Worten vom FDJ-Sekretär der Kompanie und der Brigade wurde der Freundschaftsvertrag unterzeichnet ... Gegen Abend haben wir noch geschossen. Für unsere Brigademitglieder war es besonders interessant, da wir das erste Mal mit Matchbüchsen schossen. Nach dem gemeinsamen Abendessen ging es dann geschlossen zum Garnisonsball. Hier verlebten wir noch einige frohe Stunden. Alle Freunde waren einer Meinung, daß es ein schöner Tag war und daß der Vertrag mit der Grenze eine gute Sache ist."

Das stand am schweren Anfang. Seitdem sind fast zwei Jahre vergangen. Längst ist Brigadier und Reservist Günter Steinke vom Zweifel geheilt. Seine Brigade packte zu, als es in der Freizeit galt, Teile der Grenzsicherung zu reparieren oder die bewegliche Schießplatzanlage für KK-Gewehre zu bauen. Sechzehn sind sie jetzt in der Brigade, sieben nur sind Reservisten, doch alle fühlen sie sich mit „ihren" Soldaten, mit ihrer Volksarmee verbunden.

Arbeiter und Soldaten lernten einander kennen und schätzen. Monatlich ziehen sie gemeinsam Bilanz: Welche ideologischen Auseinandersetzungen werden in der Brigade oder im Zug geführt? „Wie erfüllt ihr den Plan?" fragten die Soldaten. „Und wie steht ihr in der Ausbildung?" Und wenn's notwendig ist, wird auch gefragt: „Wer haut über den Strang?" Ihre Freundschaft hat sich bewährt. Und darauf einen Brocken-Liqueur!





„Verfluchtes Viehzeug!" Soldat Dieter Berth schlägt sich mit der Hand laut schallend in den Nacken. Sieben auf einen Streich, denkt er grimmig und wischt sich die verstümmelten Mücken von seinem Kampfanzug. Auch die anderen Genossen, die an diesem schwülwarmen Sommerabend mit ihm um das kleine, schnell improvisierte Lagerfeuer herum stehen und sitzen, wehren sich verzweifelt gegen Myriaden von blutgierigen Insekten. Da hatten sie nun gehofft, der Rauch würde die Mückenschwärme vertreiben, doch vergeblich.

Sehnsüchtig schaut Dieter Berth hinüber zu den Büschen, die in der Abenddämmerung nur als dunkle Schatten zu sehen sind. Hinter ihnen liegt das Meer, die Ostsee. Das Rauschen einer leichten Dünung dringt herüber. Am liebsten würde er sich ausziehen und hineinspringen. Doch nicht dazu ist er mit seiner Mot.-Schützeneinheit hierher gekommen. Sie bezogen hier in diesem Waldstück vielmehr ihren Bereitstellungsraum. Von hier aus sollen sie noch heute abend auf Landungsschiffe der Volksmarine verladen werden, in der Nacht hinausfahren und morgen früh irgendwo an einem anderen Küstenabschnitt anlanden. Erst wenn es dunkel ist, werden die Landungsschiffe eintreffen. Bis dahin werden sie noch manchen Mückenstich in Kauf nehmen müssen.

Die Sandbarriere

Eine halbe Stunde später ist es jedoch soweit. Gefechtsalarm! Endlich! Noch nie hatte Dieter Berth einen Alarm so sehr herbeigesehnt wie diesmal. Eilig rennt er hinüber in die Waldschneise zu seinem SPW, klemmt sich hinter das Lenkrad und läßt den Motor aufheulen. Bevor sein Vordermann anfährt, hat er gerade noch Zeit, den Stahlhelmriemen fester zu schnallen.

Vergessen ist das Summen der Mücken. Statt dessen erklingt nun eine Sinfonie von tausend PS. Ein vollbesetztes Gefechtsfahrzeug nach dem anderen verläßt die schützende Deckung. Die Scheinwerfer sind abgeblendet. Aufmerksam starrt Dieter Berth nach vorn, damit er das Fahrzeug vor ihm nicht aus den Augen verliert. Nur das schwache Rücklicht seines Vordermannes ist zu sehen.

Bald ist der schmale Uferstreifen erreicht. Dieter Berth hat tückischen Dünensand unter den Rädern. Nur nicht steckenbleiben, hämmert es in ihm. Er erinnert sich an das gestrige Training, wo der Sand einigen Kraftfahrern zum Verhängnis geworden war. Er selbst war zum Glück glimpflich davongekommen. Und auch jetzt hält er sich vorsichtig in der Spur, damit er nicht steckenbleibt. Jeder Zeitverlust würde die sowieso schon knapp bemessene Zeitnorm für das Beladen der Schiffe gefährden. Und wer möchte das wohl verschulden?

Allmählich schälen sich aus dem Dunkel die Umrisse klobiger Schiffe. Dieter Berth wird unruhig. Ihn bangt vor der Auffahrt. Die Landeklappe ist schmal und steil, schwer zu überwinden. Beim Training am Tage ging es recht gut. Aber bei Nacht und der dürftigen Beleuchtung? Da ist das schon ein kleines fahrerisches Kunststück.

Vor einem der Landungsschiffe winkt ein Regulierer. Hier muß Dieter Berth also auffahren.



Landung im Morgengrauen

Von Oberleutnant (Ing.) Dieter Flohr

Er dreht mit dem Fahrzeug eine kurze Wende und schaltet den Rückwärtsgang ein. Vorsichtig fährt er, von seinem Gruppenführer dirigiert, ins Wasser. Die Räder sinken immer tiefer. Langsam, Meter für Meter schiebt sich der SPW an das Schiff heran. Plötzlich verspürt er einen Widerstand. Die Landeklappe. Jetzt Gas geben! Dafür ist es jedoch schon zu spät. Die Räder mahlen im Sand.

„Verdammt!" zischt Dieter Berth zwischen den Zähnen hervor. Er war zu zaghaft angefahren. Er holt noch einmal Anlauf und fährt erneut heran, diesmal zügiger. Die Hinterräder erklimmen die Landeklappe. Doch dafür steht das Fahrzeug jetzt schräg, und die Motorhaube taucht fast ganz unter Wasser. Der Motor verstummt. Aus! Auch das noch! Dieter Berth könnte verzweifeln.

Schon schaut Oberleutnant Seehagen, der Kompaniechef, unruhig auf die Uhr. Die Normzeit droht ins Wanken zu geraten. Er mahnt zur Eile.

„Das Spillseil her!" brüllt der Gruppenführer einem bereits an Bord befindlichen Soldaten zu. Dieter Berth hört das zwar, versucht aber trotzdem fieberhaft weiter, den Motor wieder anzulassen. Doch das ist in dieser Lage aussichtslos. Er ärgert sich, daß ausgerechnet ihm das passieren mußte. Aber konnte er etwas dafür, daß vor der Landeklappe ein so tiefes Loch im Sand entstanden war?

Nach wenigen Augenblicken ist das Abschleppseil eingehängt. Der Motor des vorher aufgefahrenen SPW brüllt auf. Dieter Berth umklammert das Lenkrad. Mit unwiderstehlicher Kraft wird sein Fahrzeug in den Laderaum gezogen.

Aufatmend klettert Dieter Berth von seinem Fahrersitz. Er hat keine Zeit, sich zu besinnen; denn schon klettert der T 54 an Bord. Der Panzer hat es einfacher. Scheinbar spielend leicht fährt er auf die Landeklappe, wippt drüberweg, rollt ins Schiffsinnere und bleibt dort wassertriefend stehen.

Es ist geschafft. Diefer Berth ist froh, daß die Zeitnorm gerade noch eingehalten werden konnte.

Das Heulen der Motoren verstummt. Alle „Passagiere" befinden sich an Bord. Wie von Geisterhand gezogen hebt sich die mächtige Landeklappe. Kräftige Matrosenhände schließen das Rolldeck. Spärliches Licht flammt auf. Im Laderaum beginnt emsiges Treiben. Auch Dieter Berth greift sich einige der bereitliegenden Stahlseile und macht sich daran, von den Genossen seiner Gruppe unterstützt, sein Fahrzeug zu verzurren. Anschließend muß er auch den Motor wieder flottmachen.

„Wir schwimmen ja schon", stellt Dieter Berth wenige Minuten später erstaunt fest. Ganz in seine Arbeit vertieft, hatte er gar nicht bemerkt, daß inzwischen die Schiffsmaschinen anliefen und nun das Landungsschiff von der Sandbank ins tiefe Wasser ziehen.

Gedanken an der Reling

Im Laderaum ist es ruhig geworden. Der Kompaniechef hat für die mehrstündige Überfahrt Ruhe befohlen, Ruhe vor dem Sturm gewissermaßen. So gut es geht, machen es sich die Soldaten bequem. Auch Dieter Berth nimmt gern eine Mütze voll Schlaf und kauert sich auf seinen Fahrersitz. ▶





Gefreiter Walter Bruhn jedoch, ein Soldat aus seiner Gruppe, kann heute einfach keinen Schlaf finden. Zu viele neue Eindrücke waren in den letzten Tagen auf ihn eingestürmt. Um nun die Kameraden im Schlaf nicht zu stören, geht er lieber hinauf an Oberdeck und schaut über die Reling hinaus auf das nächtliche Meer. Walter Bruhn ist Reservist. Als Grenzsoldat war er am 13. August 1961 in Berlin dabei, als der antifaschistische Schutzwall errichtet wurde. Im Grenzdienst besitzt er Erfahrungen, da war er ein alter Hase. Aber nun wurde er zum Reservewehrdienst in eine Mot.-Schützeneinheit einberufen. Vieles ist ihm neu, besonders diese Landungsübung.

Sie hatte für ihn gleich mit einer peinlichen Überraschung begonnen. Als Nichtschwimmer war er beim vorangegangenen Training schon mit gemischten Gefühlen an Bord gegangen. Jawohl, er hatte etwas Angst, als er die schwankenden Planken betrat. Da drückte ihm ein Matrose eine Schwimmweste in die Hand. Doch auch die flößte ihm wenig Vertrauen ein. Bevor er sich jedoch richtig besinnen konnte, lagen er und einige andere Zweifler bereits im Wasser. Wie hatte er geschluckt und gepaddelt. Doch das unfreiwillige Bad überzeugte ihn von der Tragfähigkeit der Schwimmwesten. Und er hat sich fest entschlossen, nun schwimmen zu lernen. Nachdenklich schaut Walter Bruhn hinunter auf das Wasser. Die See ist ruhig, beinahe glatt wie ein Spiegel. Sie zeigt sich heute von ihrer guten Seite. Seekrankheit? Ältere Genossen, die schon öfter an Landungsübungen teilgenommen hatten, erzählten darüber wahre Wunderdinge. Wer weiß, vielleicht war die See damals stürmischer. Diesmal jedenfalls hat noch keiner die Fische gefüttert. Und trotzdem hatten die Matrosen auch dafür vorgesorgt. Walter Bruhn hatte beobachtet, wie einer von ihnen einen Eimer in den Laderaum stellte.

Überhaupt stellte Walter Bruhn in den Tagen des Trainings immer wieder fest, daß hier auf dem Schiff eine gute Kameradschaft herrscht. Die Matrosen kümmern sich um ihre „Passagiere". Der „Smutje" kochte ihnen heißen Tee und bereitete in seiner engen Kombüse aus den mitgebrachten Konserven einen schmackhaften Eintopf. Die Matrosen zeigten ihnen das ganze Schiff und erklärten dessen Einrichtungen. Neugierig krochen sie dann auch in den Panzer und kletterten auf den SPW herum.

Ein wenig erstaunt ist Walter Bruhn allerdings darüber, wie hart und entbehrungsreich der Dienst an Bord ist. Verflucht eng geht es hier zu, und das nicht nur in den Unterkünften der Matrosen. Oft müssen die Matrosen bei schlechtestem Wetter und starkem Seegang stundenlang an ihren Waffen sitzen, auf der Brücke stehen oder im stickigen Maschinenraum ausharren. Freilich, auch im SPW pfeift der Wind durch alle Ritzen, und viel Platz ist dort auch nicht. Doch die Mot.-Schützen halten sich höchstens ein paar Stunden auf ihrem Fahrzeug auf. beim Marsch etwa oder bei einem Angriff. Aber die Matrosen leben monatelang, jahrelang auf ihren engen Pötten. Nein, mit ihnen möchte Walter Bruhn lieber nicht tauschen.

Plötzlich ertönt ein Klingelzeichen. Walter Bruhn wird aus seinen Gedanken gerissen. Gefechtsalarm! Auf Oberdeck wird es lebendig. Matrosen hasten hin und her. Nanu, durchfährt

es ihn, es ist doch erst kurz nach Mitternacht. Wurde die Anlandung etwa vorverlegt? Sind sie denn schon so nahe an der Küste? Er fragt einen Matrosen, der gerade vorbeieilt.
„TS-Bootsangriff!“ keucht der und verschwindet wieder in der Dunkelheit.
Also eine Gefechtseinlage für die Schiffsbesatzung, bei der sie als Mot.-Schützen arbeitslos sind, stellt Walter Bruhn beruhigt fest und späht neugierig auf das Meer. TS-Boote? Er kann keine entdecken. Die Nacht ist zu dunkel. Nur ein paar Leuchtkugeln steigen hoch, und das Schiff läuft plötzlich im Zickzackkurs. Mehr kann er nicht mitkriegen. Dann ist alles wieder ruhig.
Einige Minuten später erklingt ein neues Signal. Was ist denn nun schon wieder los, denkt Walter Bruhn. „Atomalarm!“ hört er jemand rufen und schaut vor zur Brücke des Kommandanten. Auch dort setzen die Genossen ihre Schutzmasken auf.
Plötzlich schrickt Walter Bruhn zusammen. Unmittelbar neben ihm faucht eine Sprühdüse los, ein Stück weiter die nächste. Ein Wasserstrahl neben dem anderen ergießt sich über die Außenhaut des Schiffes. Walter Bruhn rettet sich in den Laderaum. Der Landungsverband durchfährt anscheinend ein verseuchtes Gebiet, versucht er sich in Gedanken den Zusammenhang zu erklären, und das Wasser spült den radioaktiven Staub ab.
Was soll er jetzt machen, überlegt er, als das nächtliche Manöver vorüber ist. Er schaut auf die Uhr. Bis zur Anlandung sind noch einige Stunden Zeit. Er wird doch noch mal versuchen zu schlafen. Es wird ein anstrengender Tag werden heute.

Sturm über die Dünen

„He, aufstehen! Fertigmachen zum Landgang!“ Dieter Berth stößt den Genossen an, der sich da auf der Motorhaube seines SPW in eine Decke eingemummt hat und noch tief schläft. Walter Bruhn fährt erschrocken herum und wirft die Decke von sich. Mit verschlafenen Augen blinzelnd, antwortet er dem Fahrer:
„Was, ist es denn schon soweit?“
Im Nu ist er hellwach. Es fröstelt ihn in der Morgenkühle. Steif in den Gliedern windet er sich vom Fahrzeug.
Im Laderaum herrscht schon emsiges Treiben. Einige löffeln bereits die Morgensuppe aus ihren Kochgeschirren. Eine gute Idee des Kompaniekochs, noch vor der Anlandung eine warme Mahlzeit auszugeben. Zufrieden schlürft auch Walter Bruhn seine Suppe.
„Gefreiter Bruhn, Sie steigen mit auf den Panzer, geht das in Ordnung?“
„Jawohl, Genosse Unteroffizier!“ antwortet Walter Bruhn seinem Gruppenführer, der sich noch mal vergewissert, ob jeder Soldat seinen Platz beim Angriff kennt.
Wenig später schwingt er sich auf den SPW und packt seine Siebensachen für den Angriff zusammen. Auf dem SPW entsteht Gedränge. Auch die anderen Genossen der Gruppe bereiten sich vor.
Gerade will Walter Bruhn auf den T 54 klettern, da schieben die Matrosen schon das Rolldeck zurück. Frische Meeresluft dringt herein. Draußen ist es schon hell, dafür aber nebelig, das richtige Wetter für die Landungsaktion.
Die Landeklappe wird heruntergelassen. Vom Panzerturm aus kann Walter Bruhn jetzt die Küste sehen. Schemenhaft zeichnet sie sich im Nebel als dunkler Strich ab. Sie rückt immer näher. Schon läßt Unteroffizier Graß, der Panzerkommandant, das Kanonenrohr ein wenig erhöhen. Drohend ist es auf den Strand gerichtet.
Während der Fahrer den Panzermotor warmlaufen läßt, denkt Walter Bruhn noch mal an die Einweisung des Kompaniechefs. Zügig angreifen, wenn nötig im Wasser absitzen, gezielt schießen und ständig in der Angriffsformation dicht hinter dem Panzer bleiben. Nichts davon darf er vergessen. Von ihm aus könnte es schon losgehen. Doch zunächst muß er noch warten, bis sie nahe genug an der Küste sind.
Am Strand blitzen Mündungsfeuer auf. Der Gegner wehrt sich. Walter Bruhn umspannt seine Kalaschnikow fester.
Plötzlich ein harter Knall. Eine warme Lohe fährt den Soldaten auf dem Panzer ins Gesicht. Der T 54 greift in das Gefecht ein. Schuß auf Schuß feuert er in Richtung Küste. Der Strand wird von zahlreichen Einschlägen umgepflügt. Von Minute zu Minute schwillt der Gefechtslärm weiter an, je näher sich das Schiff an die Küste heranschiebt.
Da, ein Knirschen und Schieben. Das Schiff hat auf Grund aufgesetzt. Rasselnd und polternd senkt sich die Landeklappe auf den Meeresgrund. Der T 54 ruckt an. Walter Bruhn und die anderen auf den Panzer aufgesessenen Soldaten haben Mühe, sich an den Haltegriffen des Turmes richtig festzuhalten. Tief ducken sie sich hinter dem Turm. Mit hoher Bugwelle prescht ihr stählerner Koloß durch das flache Uferwasser.
Unablässig schaut Walter Bruhn jetzt nach vorn, zum Gegner. Er hat keine Zeit sich umzudrehen. Aber auch links und rechts von ihm speien die Landungsschiffe in diesen Minuten Menschen, Panzer und SPW aus. Die Luft ist erfüllt vom Krachen Hunderter Abschüsse und Einschläge, dem Heulen vieler Motoren und dem langgezogenen Knattern der MG's und MPi's. Auch die Schiffswaffen feuern. Eine wahre Flut wälzt sich über den Strand.
„Absitzen!“ Es hätte dieses Befehls des Gruppenführers schon nicht mehr bedurft. Walter Bruhn ist bereits abgesprungen, kaum daß der Panzer das Wasser verläßt. Die Wucht des Aufpralles zwingt ihn einen Moment in die Knie, doch bald hat er sich wieder aufgerichtet und läuft. Die MPi im Hüftanschlag, gibt er im Laufen kurze Feuerstöße ab. Keuchend stürmt er zusammen mit den anderen Genossen seiner Gruppe die flachen Dünen hinauf, dem Panzer hinterher. Der weiche Dünensand erschwert das Laufen. Bei jedem Schritt rutscht der Fuß fast um eine ganze Länge wieder zurück. Doch zum Glück ist der sandige Uferstreifen nicht breit. Bald hat Walter Bruhn den Dünenhang erklommen und hat nun wieder festen Boden unter den Füßen.

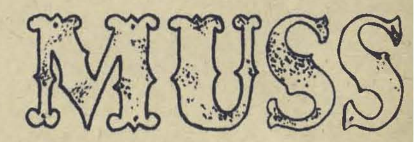


Heinz lernt ein Mädchen kennen und sagt ihr, daß er in wenigen Tagen seine aktive Dienstzeit in Ehren erfüllt haben wird. „Und was bist du eigentlich von Beruf?“ fragt das Mädchen.

„Revolverdreher!“ Das Mädchen staunt und fragt: „Hast du das bei den Soldaten gelernt?“

Sergeant Laughton fragte den geistesabwesenden Rekruten: „Miller, wenn Sie nachts auf Wache stehen und Sie sehen eine Gestalt auf die Kaserne zukriechen, was tun Sie dann?“ „Hm“, überlegte Miller einige Sekunden, dann meldete er: „Ich bringe den Offizier in sein Quartier!“





Nach der Schlacht von Leuze, wo die französische Armee Wunderdinge vollbracht haben soll, unterhielten sich einige Offiziere über ihre persönlichen Heldentaten.

„Ich meinerseits“, sagte der eine, „habe zwanzig feindliche Soldaten getötet.“

„Ich ebensoviel“, prahlte ein anderer.

Ein dritter behauptete, ganz allein drei gegnerische Eskadrons aufgerieben zu haben, während der vierte gleich ein ganzes Bündel feindlicher Regimentsfahnen erbeutet haben wollte.

„Und Sie“, wandte man sich an einen jungen Fähnrich, dessen Tapferkeit bekannt war. „Sie sagen gar nichts? Was haben denn Sie vollbracht?“

„Ich?“ versetzte er spöttisch-wegwerfend, „ich bin getötet worden!“



Es gab in Spanien einmal einen Prahlhans und Aufschneider, dessen Gesichtszüge bei einem Kneipenkrawall stark gelitten hatten, und der nun behauptete, er habe diese Wunden in einer der letzten Schlachten erhalten. „Dann sei das nächste Mal vorsichtiger“, riet ihm ein alter Soldat, „und schau beim Ausreißen nicht zurück . . .“



Ein Soldat fragt einen Matrosen:

„Ist es dir eigentlich schon mal passiert, daß irgend etwas ins Wasser gefallen ist?“

„Schon mehr als einmal!“

„Um welchen Gegenstand hat es sich dann meistens gehandelt?“

Daraufhin todernst der Matrose: „Teils um mich, und teils um meinen Landgang.“



Auf dem Marsch bemerkte der Zugführer, daß ein Soldat die Feldflasche links und das Kochgeschirr rechts auf dem Brotbeutel trug. Knüpfen Sie das mal um. Sonst kommen Sie beim Marschieren schlecht an die Feldflasche heran“, riet er. „Das ist nicht nötig“, winkte der Soldat ab, „ich trinke nur beim Essen und dann gewöhnlich auch nur, wenn ich sitze.“



Vor einem Objektposten taucht ein Mädchen auf: „Können Sie mir mal den Soldaten Augs herausrufen? Er schläft im Block A, Erdgeschoß, gleich links hinter der Haustür.“

Der Posten antwortet mit Sachkenntnis: „Im Block A, dort wo Sie meinen, steht aber 00 (Null-Null) an der Tür.“

Sie: „Null – Null?“

Er friedfertig: „Wie Sie's haben wollen. Es können auch zwei Ringe sein.“

„Dann stimmt es schon“, flüstert die Kleine, „er will mich nächstens heiraten.“



Beim Kleiderappell bemerkte der Hauptfeldwebel: „Ich sehe, daß Sie jetzt verheiratet sind, Genosse Kersten.“

„Woran denn?“

„Weil an der Uniform kein Knopf fehlt!“

„Ja, das war das erste, was mir meine Frau beigebracht hat – Knöpfe annähen!“



In England erzählte man sich in den zwanziger Jahren viele lustige Geschichten über den witzigen Meisterpiloten Thornton Dyke von der Royal Air Force. Eines Tages war er auf dem Flugplatz Croydon gelandet und führte einem wißbegierigen, betulichen alten Dämchen aus



der besten Londoner Gesellschaft seine Maschine vor. Nachdem alles genau erklärt war, hatte sie noch eine letzte, besorgte Frage auf dem Herzen.
„Sagen Sie, Captain Dyke – was passiert eigentlich, wenn während des Fluges der Treibstoff einmal ausgeht?"
Da wurde der bisher so lustige Dyke sehr ernst. „Glauben Sie mir, Madam", sagte er mit Grabesstimme, „Hunderte von beklagenswerten Burschen, denen das passierte, sind nun da oben" – er wies zum Himmel – „tatsächlich ohne Nahrung und können nicht herunter..."



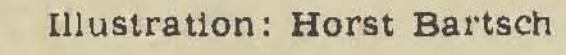
In der Schreibstube einer Fliegereinheit kann man folgende Mahnung lesen: „Vorsicht! Erst Gehirn einschalten, dann Mundwerk in Betrieb setzen!"



Ein Reporter besichtigte einen Seefliegerhorst in Sizilien. Dabei fragte er auch einen Feldwebel, was sein Tätigkeitsabzeichen am Ärmel bedeute.
„Ich bin Fallschirmwart!" kam die Antwort.
„Ist das ein guter Posten?" forschte der Zeitungsmann weiter.
„Es gibt keinen besseren", lächelte der Feldwebel. „Es ist die einzige Laufbahn bei der Fliegerei, in der sich nie jemand persönlich über einen beschwert!"



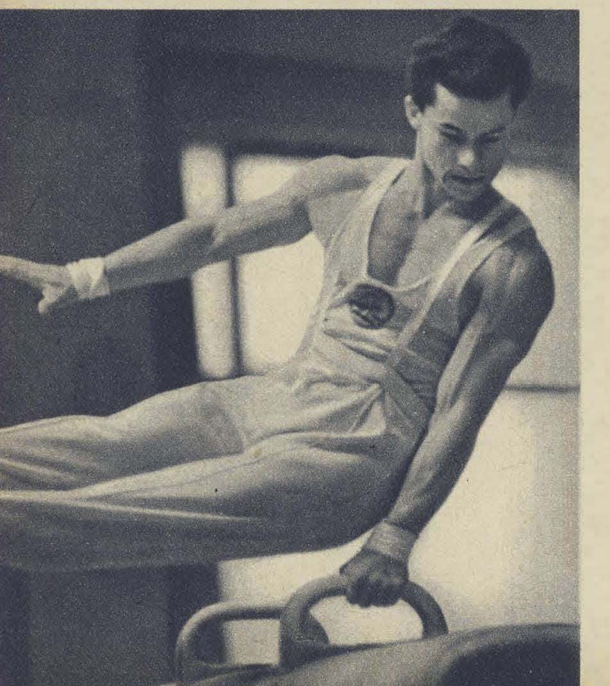
Als Kaiser Franz Joseph der Erste ... der mit dem ominösen Beinamen „Der Gute" ... im Kriegsjahr 1916 gestorben war, kam er sogleich in den Himmel.
Er wurde – so erzählte man's einander augenzwinkernd im damaligen Österreich des „Hurrapessimismus" ... – durch Gottvater und seinen Sekretär Sankt Peter überaus freundlich empfangen.
„Bitte, haben Majestät vielleicht irgendeinen besonderen Wunsch?" fragte ihn Petrus. „Dann heraus damit!"
„Äußerst liab von Ihnen", versetzte die kaiserundkönigliche Seele aus Österreichs Metropole ein wenig verlegen. „Aber – Sie entschuldigen schon ... Es is nur, damit ma hernach ka Schwierigkeiten kriegen – glauben's net, daß i net zuerst bei der Deutschen Heeresleitung anfragen lassen sollt'?" ...


Illustration: Horst Bartsch

Wer kennt sie nicht, die Atmosphäre turnerischer Großkämpfe – die atemlose Stille, mit der Hunderte Zuschauer die Darbietungen der Akteure verfolgen. Sie können ihre Lieblinge nicht anfeuern, ihnen nicht helfen in den entscheidenden Minuten. Das Einzige, was ihnen bleibt: Still sitzen und mit bangen und zittern um den Erfolg. Und erst dann, wenn die Übung glücklich beendet ist, belohnt prasselnder Beifall den Turner für seine Leistung. Der Turner ist im Wettkampf immer allein. Wenn er aufgerufen wird, muß er vor den kritischen Augen der Punktrichter bestehen. Nach außen hin scheint er ruhig. Ist er es wirklich? Hat er nicht auch manchmal Angst vor irgendeiner Übung? Läuft es ihm nicht manchmal kalt über den Rücken, wenn er – sagen wir – an seine Pferdkür denkt?

Um es vorweg zu nehmen: Ein Turner, der ein „Angstgerät" hat, einen schwachen Punkt in seinem Programm, der hat heutzutage in der internationalen Arena nichts zu bestellen. Schwierigkeit, Originalität und Sicherheit der Übungen an allen Geräten zeichnen den Weltklassemann von heute aus. Und doch: Wenn er über die Pferdkür hinweg ist, fällt auch manchem der großen Meister ein Stein vom Herzen. Warum? Weil hier ein kleiner Fehler oft katastrophale Folgen haben kann. Der Körper kreist und pendelt, kraftvoll gestützt von den Armen, in vielerlei Variationen über das Gerät – und wehe, der Schwerpunkt ist einmal nicht genau über der stützenden Hand! Man „hängt", man „sitzt", man reitet den „Gaul" im wahrsten Sinne des Wortes. Nur schwer findet man nach solch einer unfreiwilligen Pause den Rhythmus wieder, viel schwerer als an anderen Geräten. Auch der „Chef" im japanischen Männerteam, Yukio Endo, bekam es 1964 in Tokio zu spüren, als er, den Zwölfkampf-Olympiasieg vor den Augen, zum Pferd gerufen wurde. Er wurde seiner Nerven nicht Herr. Einem kleinen Fehler folgte ein zweiter schwerer Versager, und schließlich beendete er die Übung ohne den vorgesehenen Abgang. Endo konnte von Glück sagen, daß die Punktrichter bei ihm, dem Berühmten, beide Augen zudrückten. So gewann er doch noch den Zwölfkampf. Man sieht, sogar Olympiasieger sind nicht gegen Patzer am Seitpferd gefeit.

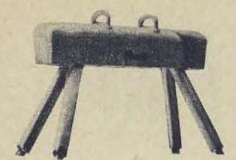
Seit Jahren einer unserer zuverlässigsten Turner: Peter Weber (ASK Vorwärts Berlin).



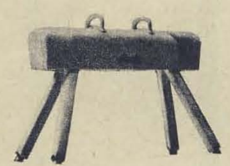
Umso erstaunlicher klingt die Geschichte, die sich 1952 in einer Turnhalle der jugoslawischen Stadt Ljubljana zutrug. Ein schmächtiger Bursche von 13 Jahren schaute zu, wie sich die Meisterturner seines Landes vergeblich mühten, die olympische Pflichtübung am Pferd zu erlernen. Da ging der Kleine ans Pferd und turnte die Helsinki-Pflicht „vom Blatt", so, wie sie in der Ausschreibung stand. Es war Miroslav Cerar, der ein Jahrzehnt später, 1962 bei den Weltmeisterschaften in Prag mit einer unvergleichlichen Kür die Goldmedaille am Pferd errang. Einer der Punktrichter zog im Finale sogar die Höchstnote „10". Viele phänomenale Erscheinungen hat es an diesem Gerät schon gegeben. Zu ihnen gehören die sowjetischen Turner Tschukarin, Schaginjan und das „Wunder an Sicherheit" Schachlin, Weltmeister und zweifacher Olympiasieger am Pferd. Aber niemand deklassierte jemals die Weltelite in dieser schwierigen Disziplin so wie Cerar. Er wurde in Superlativen gelobt, einige Zeitungen stempelten ihn zum „Wunderknaben" mit angeborenem Talent. Ja, Miroslav Cerar ist ein Talent. Aber nicht allein das machte ihn zu dem, was er ist. Wer den stillen, bescheidenen jungen Mann kennt, wird Eigenschaften an ihm bemerkt haben, die ebensoviel Wert sind wie das Talent: Willenskraft und Fleiß. Ihnen verdankt Cerar seine „Wunderwaffen" am Pferd – Bärenkraft und katzenhafte Geschmeidigkeit.

Wie sagte einmal Viktor Tschukarin, von einem Reporter um eine Wettkampfprognose gebeten: „Im Turnen kann niemand zufällig gewinnen, das Training, die jahrelange, harte Arbeit sind hier entscheidend", und uns, den Turnern der DDR rieten unsere Lehrmeister aus der UdSSR: „Richtige Technik ist beim Pferdturnen das A und O, Freunde! Die Grundschwünge müssen stimmen, wenn ihr die beherrscht, lernt ihr die schwierigsten Übungen meistern!" Wir übten und übten und verloren allmählich unseren „Pferdkomplex". In Tokio turnte die gemischte deutsche Riege mit vier DDR-Vertretern (Fülle, Koppe, Köste, Weber) im Pferdkür-Mannschaftsergebnis 47,05 Punkte, die der Sowjetunion 47,10! Dieses Resultat war ein wichtiger Schritt zum Gewinn der Bronzemedaille. Das war der bisher größte Erfolg unserer Turner, den es bei den Weltmeisterschaften im September in Dortmund und 1968 bei der Olympiade in Mexiko mit selbständigen DDR-Mannschaften zu bestätigen gilt.

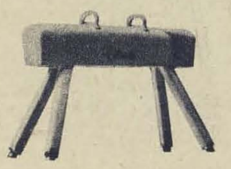
Das Pferd aber, der gute alte, oft zu unrecht gescholtene „Gaul" sollte uns dabei nicht im Wege sein.



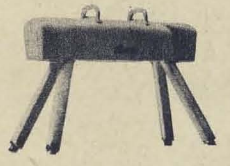
Das



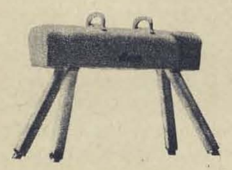
Angst-



gerät?



von
Karl-Heinz Friedrich,
Meister des Sports



Der weltbeste Pferdturner Miroslav Cerar (Jugoslawien) bei seiner „Traumkür“ bei den Weltmeisterschaften 1962.



Auf richtiger WELLE

„Anton 41 – hier Friedrich 68 – kommen!" Schon seit über zehn Minuten sendet Funker Hans-Peter Schulze seinen Ruf ununterbrochen hinaus in den Äther. Doch er bekommt keine Antwort, die Gegenstelle schweigt. Der Oberfunker wird schon ungeduldig. Aber Unteroffizier Frank Ehrenberg, der Truppführer der fahrbaren Funkstation mittlerer Leistung, versucht ihn zu beruhigen:

„Bleiben Sie weiter dran. Die Gegenstelle muß sich doch einmal melden."

Es ärgert den Truppführer, daß keine Verbindung zustandekommt. Doch damit war zu rechnen. Zum erstenmal im neuen Ausbildungsjahr zog die Funkkompanie an diesem kalten Wintertag ins Gelände und entfaltete ihre Funklinien. In fast allen Trupps befinden sich junge Soldaten, die erst am Anfang ihrer Ausbildung stehen. Da klappt nicht alles gleich auf Anhieb. Trotzdem ist Unteroffizier Ehrenberg um die Verbindung besorgt, vor allem deshalb, weil er mit seinen Genossen um den Titel „Bester Trupp" kämpft. Wie würden sie dann dastehen, wenn sie keine Verbindung bekämen!

Den Titel hatten sie sich zum Ziel gestellt, als die Parteiorganisation des Truppenteils Mühlberg bei Beginn des Ausbildungsjahres zum sozialistischen Wettbewerb anläßlich des 20. Jahrestages der SED aufrief.

„Beweist eure Verbundenheit und Treue zur Partei durch ständig hohe Gefechtsbereitschaft, durch vorbildliche schöpferische Erfüllung aller dienstlichen Pflichten", heißt es in dem Aufruf. Unteroffizier Ehrenberg, selbst Kandidat der Partei, betrachtete ihn als persönlichen Parteiauftrag und sprach darüber mit den Soldaten seines Trupps. Dabei stellten sie sich jene Aufgaben, um deren Lösung sie nun täglich ringen:

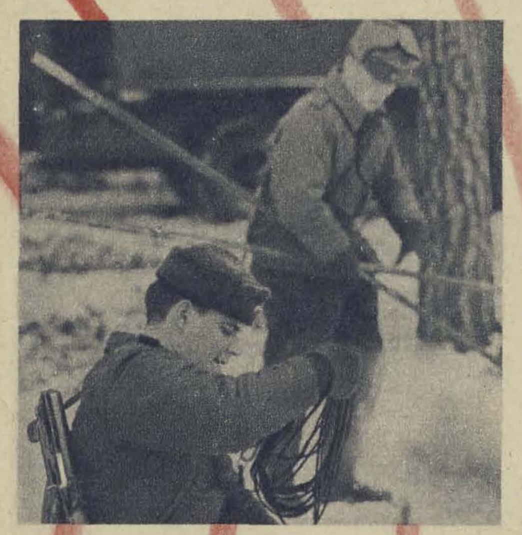
Mindestens „Gut" bei allen Übungen und Gefechtsschießen, meisterhafte Beherrschung der Funkstation, sorgfältige Pflege und ständige Einsatzbereitschaft der Station, des Fahrzeuges und aller Aggregate.

Der Trupp begann den Kampf um den begehrten Titel unter relativ günstigen Voraussetzungen. Unteroffizier Ehrenberg hatte in dem halben Jahr seiner Tätigkeit als Truppführer reiche Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt. Er erwarb die Funkfernschreibklassifikation, Stufe III, und am Ende des Ausbildungsjahres wurde er mit dem Bestenabzeichen ausgezeichnet. Im vergangenen Jahr schien es ihm noch zu gewagt, um den Bestentitel zu kämpfen. Diesmal jedoch hat er sich entschlossen, seine Kräfte mit den besten Truppführern zu messen.

Eine zuverlässige Stütze ist ihm dabei der



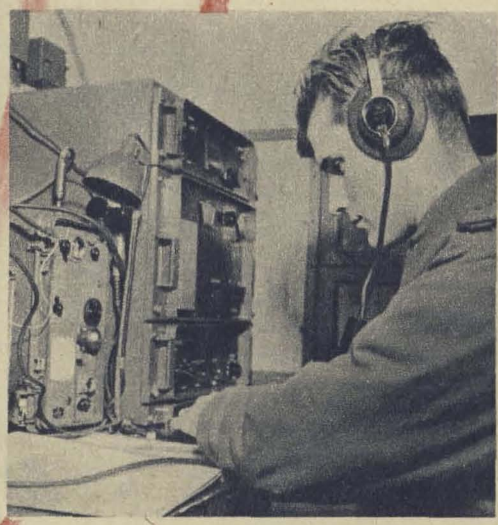
Der Mast ist aufgerichtet. Funker Hans-Peter Schulze schließt die Antenne an.



Beim Aufbau der Funkstation ist der Kraftfahrer Gefreiter Egbert Naumann (vorn) unentbehrlich.

21jährige Funker Hans-Peter Schulze, ein Soldat im zweiten Diensthalbjahr. „Hansi", wie er im Trupp genannt wird, kommt vom Fach, er ist gelernter Funkmechaniker. Seine elektrotechnischen Kenntnisse und Fertigkeiten kommen dem ganzen Trupp zugute. Sie halfen ihm, sich schnell in den Betriebsdienst hineinzufinden. Auf dem Fernschreiber setzt er bereits bis zu 20 Gruppen Text pro Minute ab, und auch beim Hören und Geben erreicht er annähernd die Leistungen des Truppführers. Dafür wurde er mit dem Bestenabzeichen geehrt. Jetzt bereitet er sich auf die Klassifikationsprüfung vor.

Dritter und mit 23 Jahren gleichzeitig Ältester im Bunde ist Gefreiter Egbert Naumann, Kraftfahrer und Aggregatewart. Er besitzt die Kraftfahrerklassifikation, Stufe III, und hält sein Fahrzeug und die Aggregate ständig in Schuß. Er rühmt sich sogar, seine Stromaggregate würden meistens als die ersten in der Kompanie anspringen. Beim Aufbau der Station ist er der wendige Kletterer, der die Antenne auf das Dach des Fahrzeuges montiert. Obwohl es nicht seine Hauptaufgabe ist, kann er notfalls auch die Station einschalten, Sender und Empfänger abstimmen und den Funkbetrieb aufnehmen. Bliebe noch der Funker Erwin Mucha, der im Dezember neu in den Trupp kam. Doch der ist heute nicht dabei, weil er schon seit mehreren Wochen im Krankenhaus liegt. So müssen die Genossen ohne ihn



Nachdem die Geräte abgestimmt sind, nimmt Unteroffizier Ehrenberg den Tastfunkverkehr auf.

auskommen, und sie schaffen auch zu dritt ihre Arbeit.

Mit solchen Genossen müßte der Titel zu erringen sein, meinte der Truppführer. Und er konzentrierte sich mit Beginn des neuen Ausbildungsjahres auf die Ziele, die sie sich selbst gestellt haben. Täglich schätzt er ein, wie seine Genossen gearbeitet haben. Bei der Ausbildung strebt er stets hohe Ergebnisse an.

Das lohnende Ziel vor Augen gibt den Genossen täglich neuen Ansporn. Funker Schulze ist bemüht, seine Leistungen beim Hören und Geben weiter zu steigern, damit er bald die Klassifikation erwerben kann. Der Truppführer hat die nächsthöhere Klassifikationsstufe ins Visier genommen. Und wenn man den Gefreiten Naumann sucht, findet man ihn bestimmt an seinem Fahrzeug, wo er irgendetwas nachsieht oder repariert.

Damit hat der Trupp einen guten Start. Das bleibt den Vorgesetzten nicht verborgen. Freudig registrieren sie, daß sich der Funktrupp Ehrenberg schon in den ersten Wochen in die Spitzengruppe der Einheit vorgearbeitet hat. Hauptmann Heide, der Politstellvertreter, spricht von einem Sprung nach vorn.

Als Unteroffizier Ehrenberg das erfährt, möchte er es noch gar nicht glauben. Eine offizielle Auswertung des Wettbewerbes hatte es noch nicht gegeben. Bescheiden meint er, sie hätten doch nur das getan, was verlangt wurde, was andere Trupps auch taten. Doch dann entsinnt er sich:

„Wahrscheinlich meint Hauptmann Heide damit unser Ergebnis beim Einzelgefechtsschießen mit der MPi. Wir hatten uns die Note Zwei als Ziel gestellt. Nur Gefreiter Naumann war sich sicher, daß er eine Eins schaffen würde. Aber dann erreichten wir alle die Eins. Da waren wir natürlich froh, daß wir so gut abgeschnitten hatten."

„Und Ihre Schützenschnur wollen Sie wohl unterschlagen, Genosse Unteroffizier?" spinnt Gefreiter Naumann den Faden weiter. „Der Kompaniechef ließ nämlich anschließend die letzte Bedingung für die Schützenschnur schießen, und der Truppführer hat sie erfüllt. Ich habe sie zwar auch geschafft, habe aber die Schützenschnur nicht bekommen, weil bei mir noch eine Disziplinarstrafe offensteht."

Der Gefreite versteht richtig, daß sich Strafe und Schützenschnur nicht miteinander vertragen. Schuldbewußt sieht er seinen Vorgesetzten an. Doch der ist optimistisch:

„Genosse Naumann ist aber inzwischen auf dem besten Wege, daß seine Strafe bald gelöscht werden kann. Bestimmt schafft er dann auch noch die Schützenschnur."

Während wir miteinander sprachen, versuchte Funker Schulze unverdrossen weiter die Gegenstelle zu erreichen. Plötzlich unterbricht er uns: „Moment bitte mal!" Anscheinend hat er endlich Verbindung bekommen. Freudig erregt beugt er sich über die Sprechmuschel und ruft in den Äther:

„Anton 41 – hier Friedrich 68 – habe Spruch – kommen!"

R. Dressel

TYPENBLATT

NATO-FLUGZEUGE



Grumman S-2D „Tracker" (USA)

Taktisch-technische Daten:

Abflugmasse (max.)	11 860 kg
Spannweite	22,12 m
Länge	13,26 m
Höhe	5,33 m
Höchstgeschwindigkeit	450 km/h
Patroullier-geschwindigkeit	240 km/h
Reichweite (max.)	2175 km
praktische Gipfelhöhe	6700 m
Triebwerk	2 Neunzylinder-Sternmotoren mit je 1525 PS
Bewaffnung	Wasserbomben, zielsuchende Torpedos, 6 Luft-Boden-Raketen
Besatzung	4 Mann

Eingesetzt als Spezialflugzeug zur U-Boot-Suche und -Bekämpfung. Die S-2D ist eine Weiterentwicklung der S-2A mit größerer Kraftstoffzuladung und verbesserter elektronischer Ausrüstung. Versionen: Besatzungstrainer TS-2A, U-Boot-Bekämpfer S-2B.

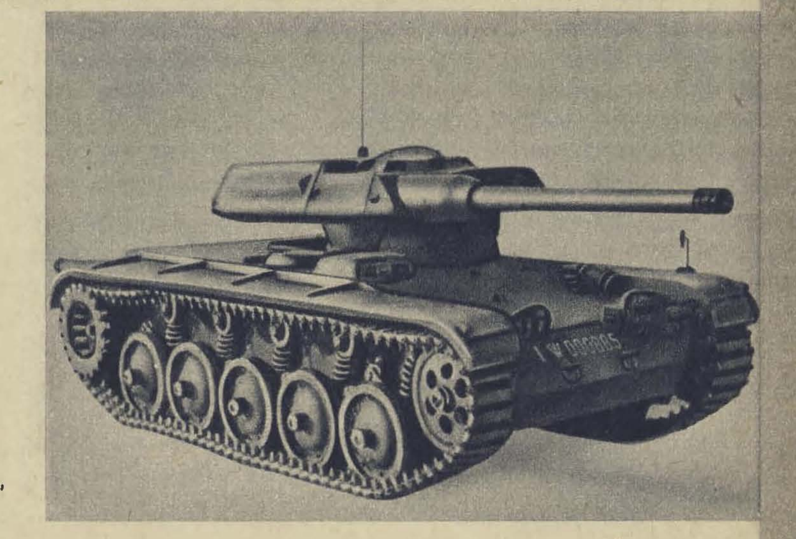
TYPENBLATT

NATO-PANZER

Leichter Panzer EVEN (Frankreich)

Taktisch-technische Daten:

Masse	7,5 t
Länge der Wanne	4100 mm
Breite	2100 mm
Höhe	1650 mm
Höchstgeschwindigkeit auf Straßen	70 km/h
Fahrbereich (Straße)	350 km
Steigfähigkeit	70 %
Watfähigkeit	800 mm
Bewaffnung	2 Kanonen 30 mm, 2 MG 7,5 mm (1. Variante) oder: 1 Kanone 90 mm, 1 MG 7,5 mm (2. Variante)
Besatzung	2 Mann

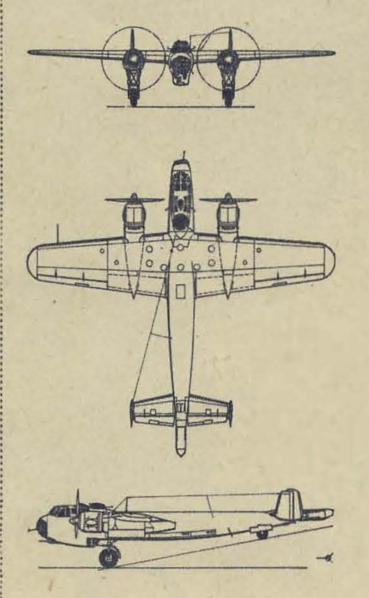


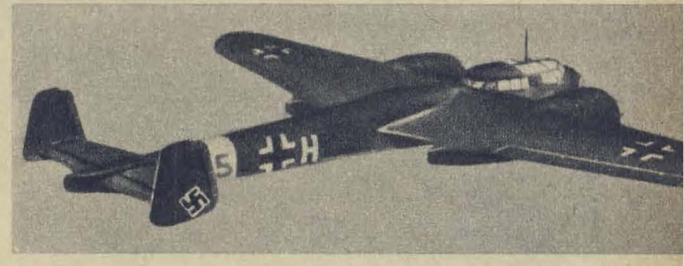
Der EVEN ist ein Aufklärungsfahrzeug mit schwacher Panzerung. Eine KCB-Schutzbelüftung ermöglicht Handlungen in aktiviertem und vergiftetem Gelände. Für die Unterwasserfahrt besitzt der Panzer eine Schnorchelanlage. Ungünstig ist die Turmform.

ARMEE-RUNDSCHAU 3/1966

TYPENBLATT

WAFFEN DES ZWEITEN WELTKRIEGES





Kampfflugzeug Do 217 E (Deutschland)

Taktisch-technische Daten:

Abflugmasse	16 465 kg
Spannweite	19,0 m
Länge	17,3 m
Höhe	5,0 m
Höchstgeschwindigkeit	515 km/h
Reisegeschwindigkeit	460 km/h
Reichweite	2300 . . . 2800 km
Bewaffnung	3 MG 15, 2 MG 131, je nach Rüstsatz; Bomben oder Torpedos oder Minen
Besatzung	4 Mann

Die Horizontalbomber und Fernaufklärer der Do-Reihe 217 E-1 bis E-5 (auch als Sturzkampfbomber vorgesehen) sind aus der Do 17 entstanden. Die Entwicklung der 217 begann 1938. 1941 erhielt die Truppe 277 Stück des Musters 217 E-1. Das Flugzeug wurde in vielen Varianten (Jabo, Nachtjäger u. a.) herausgebracht.

ARMEE-RUNDSCHAU 3/1966

TYPENBLATT

PIONIERTECHNIK DES SOZIALISTISCHEN LAGERS



Autograder AG 120 (DDR)

Taktisch-technische Daten:

Masse	12,7 t
Länge	7700 mm
Breite	2495 mm
Höhe (gesamt)	3300 mm
Bodenfreiheit	370 mm
Fahrgeschwindigkeit vorwärts und rückwärts	2,5 . . . 40 km/h (1. . . . 6. Gang)
Motor (6 Zyl.)	4-Takt-Diesel (luftgekühlt)
Leistung	120 PS bei 1750 U/min
Arbeitseinrichtungen	Planierschild, Schar, Hydraulikanlage

Der Autograder ist ein Gerät für den Straßen- und Wegebau, zur Herstellung des Planums von Böschungen und Gräben, zum Aufreißen von festem Erdreich und gefrorenem Boden.

Haa-foon – die neuzeitliche Haarpflege

Die Ursache vieler Haarschäden ist die gestörte Funktion der Kopfhaut. Haarwässer sind deshalb die wichtigsten kosmetischen Mittel zur Behandlung des Haarausfalles, zur Anregung des Haarwuchses und zur weitestgehenden Beseitigung der lästigen Schuppenbildung. „Haa-foon" ist nicht nur ein Haarwasser schlechthin, sondern zugleich ein Fixativ, das tagelang wirksam ist. „Haa-foon" nährt Ihr Haar durch die eingearbeiteten spezifischen Wirkstoffe wie Panthenol und Nikotylamid und wirkt somit Störungen beim Haarwuchs entgegen. „Haa-foon" pflegt aber auch Ihr Haar, ohne es zu verkleben oder zu verfetten. „Haa-foon" erhalten Sie in allen guten Fachgeschäften in der Flasche für 4,50 MDN und in der Tube als Gelee für 4,25 MDN. Probieren auch Sie „Haa-foon" — Sie werden begeistert sein.



Fortsetzung von Seite 58

Spionage am Nil

geflimmer, Tage mit Fliegerangriffen. Panzerschlachten. Das war Krieg nach seinem Herzen. Er war stets ein Draufgänger gewesen, und Rommel hatte ihm das Eiserne 1. Klasse persönlich angeheftet. Dann englische Gefangenschaft, daheim der Zusammenbruch. Bitternis der Aussichtslosigkeit. Was sollte ein ehemals aktiver Offizier beginnen, der nur etwas von Pferden und Reitställen verstand? Schließlich Reitlehrer in Westberlin. Welch ein Abstieg ... Reitlehrer für die neuen Reichen, die jetzt in den Sattel stiegen.

Dann waren die Versucher gekommen. Wolfgang Totz zittert etwas, als er an die Personenwaage stößt, die er gerade demontiert hat. Jedesmal gibt es ihm einen Knax, weiß er doch, daß im Innern auch eine Sprengladung eingebaut ist, stark genug, einen Unkundigen oder ungeschickt Hantierenden zu zerreißen. Seit wann aber kannte er Nerven?

Krieg ist immer in der Welt, und er, Hauptmann a. D. Totz, ist nur ein bescheidenes Teilchen im Getriebe.

Aus der Musikbox dringen die Töne einer Jazz-Trompete, die Party-Teilnehmer lachen und flirten ... Irgendwo in einer Vorstadt Kairos weint eine verzweifelte Fatima.

Am frühen Morgen des 22. Februar 1965 kommt das Ehepaar Totz vom Ausritt zurück, wie immer in bester Laune. Am Eingang zum Stall stehen einige Herren in Zivil, an allen übrigen Türen ägyptische Polizeibeamte.

„Sie sind wegen Spionage in Tateinheit mit Sprengstoff-Attentaten verhaftet. Sie, Monsieur Totz, und Sie, Madame Totz. Folgen Sie uns zum Wagen."

Dem ägyptischen Geheimdienst ist ein bedeutender Fang gelungen.

Nach zwölf Tagen Verhör gesteht Wolfgang Totz, und es ist eine echte Sensation, als er vor die Kameras des ägyptischen Fernsehens tritt und mit bebender Stimme zugibt, im Auftrage der Israelis gehandelt zu haben. Er war als Agent in Westberlin angeworben und nach einer Ausbildung in München nach Ägypten geschickt worden. Sein Monatsgehalt betrug 850 Dollars. Dazu Ersatz der Auslagen seiner Parties, Unterhalt seines Rennstalls, Miete seines Hauses, Gehälter für das Personal, besonders aber die Gelder für den Ankauf der Pferde. Rundherum dürften sich die Summen zwischen 300 000,– DM und 600 000,– DM bewegen, genug, um eine luxuriöse Lebensführung zu finanzieren.

Gegenleistungen waren neben ständigen Informationen über militärische und wirtschaftliche Vorkommnisse die Abschreckung der deutschen Wissenschaftler.

Totz bestreitet die Mittäterschaft seiner Frau, gibt aber zu, ihre Bekanntschaft in München durch israelische Mittelsmänner gemacht zu haben. Er sei von ihrer Weltgewandtheit, ihrem Organisationstalent bei Gesellschaften und beim Sammeln von Informationen beeindruckt gewesen. Die Welt hat ihre Sensation. Es ist selbstverständlich, daß die Sprengstoffattentate mit der höchsten, der Todesstrafe gesühnt werden müssen. Ein Getöteter, zwei Verstümmelte klagen an ...

Am 22. August 1965 erhebt sich der ägyptische Anklagevertreter und begründet in mehrstündiger Rede seinen Antrag auf Verhängung der Todesstrafe für das Ehepaar Totz.

Der Staatsanwalt geht zuvor auf die Tatsache ein, daß noch immer zwischen Ägypten und Israel der Kriegszustand besteht, gemildert nur durch einen Waffenstillstand, daß der israelische Staat sich in ständiger Opposition zur nationalen Befreiungsbewegung der Völker Asiens und Afrikas befindet, ja, sogar dem portugiesischen Kolonialismus Waffen nach Angola geliefert habe. Der Ankläger beweist an vielen Beispielen, wie Israel zu einer Einflußsphäre des angloamerikanischen Imperialismus, gewissermaßen zu einem Pfahl im Fleisch der arabischen Welt geworden sei.

Mit erhobener Stimme erwähnt er die Waffenlieferungen der Bundesrepublik auf Grund des Wiedergutmachungsabkommens, spricht er von den Angriffen der israelischen Truppen bei dem bewaffneten Konflikt Ägyptens mit England und Frankreich um die Nationalisierung des Suezkanals vor fast neun Jahren, bei dem die Israelis zuerst die Sinaihalbinsel, später den Ghazastreifen räumen mußten.

„Immer mehr ist dieser Staat zum Feind der arabischen Welt geworden", ruft er, „mehr als achthundertfünfzigtausend Araber sind heimatlose Flüchtlinge und klagen an. Immer wieder schickt man Diversanten und Spione in unser Land, gekaufte gewissen- und ehrlose Desperados, die für riesige Summen Verbrechen begehen, das verächtliche Gewerbe der bezahlten Spionage betreiben, und sich nicht scheuen, Anschläge auf Gesundheit und Leben von angesehenen Wissenschaftlern zu verüben. Der Angeklagte hat gestanden, durch Deckadressen mit Sprengstoff gefüllte Päckchen abgeschickt zu haben, als bezahlter Agent tätig gewesen zu sein. Richten Sie über diese verwerflichen Verbrechen!"

Das oberste Gericht verkündet durch den Mund des Richters Hassan Badwi folgenden Urteilsspruch: „Der Pferdezüchter und ehemalige Rommel-Offizier Totz wird wegen eingestandener Geheimdiensttätigkeit für den Staat Israel sowie Sprengstoffanschlägen zu lebenslänglicher Zuchthaushaft und einer Geldbuße von 300 000,– Mark sowie Einziehung des Vermögens verurteilt. Seine Ehefrau erhält drei Jahre Zuchthaus und eine Geldstrafe von 9000,– Mark." Nach ägyptischem Recht dauert lebenslängliche Haft fünfundzwanzig Jahre.

Das Urteil ist gesprochen, es bedarf noch der Bestätigung durch Präsident Nasser.

Aus ist es mit dem „süßen Leben", aus mit dem morgendlichen Ritt auf dem Hengst Khaleb. Fünfundzwanzig Jahre Zwangsarbeit ...

Aber der Krieg im Dunkeln geht weiter.



Im Wilhelm-Pieck-Museum in Gubin. Die Soldaten von links nach rechts: Soldat Puniak, Soldat Materlik, Gefreiter Woś, Gefreiter Kaczmarek. ▶

„Aufsitzen!“ wurde befohlen. Geschwindigkeit ist auch bei den polnischen Panzersoldaten keine Hexerei.

◀



Die Czołgiści von Gubin

fotografiert von Major Gebauer · Text von Gerhard Berchert

Czołgiści sind Panzersoldaten der Polnischen Volksarmee. Wir begegneten ihnen schon öfter – im Übungsgelände, im Unterrichtsraum oder bei den großen gemeinsamen Manövern. Je nach dem trugen sie ihre schwarzen Lederkombinationen oder khakibraune Dienstuniformen.

Heute jedoch haben sie sich zum Ausgang gerüstet, und wir treffen uns mit vier von ihnen in Gubin, Wilhelm-Pieck-Straße 5. In diesem Haus verlebte Wilhelm Pieck von 1883 bis 1894 einen Teil seiner Kindheit und seiner Jugend. Ein Zimmer nur, im Obergeschoß, bewohnte die gesamte Familie. Jetzt ist das ganze Haus als Museum eingerichtet, stellvertretend zugleich für das Geburtshaus Wilhelm Piecks – Königstraße 28 –, das im letzten Krieg zerstört wurde.

Sehr aufmerksam hören die Czołgiści dem Museumsleiter zu, der fast simultan zu seinem polnischen Vortrag uns auf Deutsch Erläuterungen gibt.

Die vier polnischen Soldaten sind Kommandant, Fahrer, Richt- und Ladeschütze einer Panzerbesatzung. Nicht zum ersten Mal weilen sie im Wilhelm-Pieck-Museum. Denn es ist schon eine Tradition des Regimentes „Deutsche Antifaschistische Kämpfer“ in Gubin, dem sie angehören, den jeweils neu eingetroffenen Soldaten Leben und Wirken des ersten deutschen Arbeiterpräsidenten nahe zu bringen.

Und die vier Soldaten sind keineswegs neu im Regiment. Einige Monate schon dienen sie gemeinsam. Der „Älteste“ von ihnen – was den Aufenthalt im Regiment betrifft – ist Soldat Materlik, der Richtschütze. Er kommt aus Oberschlesien und ist Bergmann aus Berufung, wie er sagt. Aber auch als Richtschütze machte er sich schon einen Namen. Und das erste, was Gefreiter Woś, sein Kommandant, zu hören bekam, als er nach der Spezialausbildung ins Regiment kam, war: „Junge, Junge, hast du ein Glück! Du kriegst einen Richtschützen, der einfach nicht weiß, wie man es machen muß, um daneben zu schießen.“

Edward Woś lächelte damals ein wenig skeptisch. Man wird ja sehen, dachte er. Der Richtschütze allein macht es auch nicht. Da lief ihm als nächster Jerzy Kaczmarek, sein zukünftiger Fahrer über den Weg, und Woś musterte ihn mit zwiespältigen Gefühlen. Nicht nur, weil der andere schon Gefreiter war, wie er selber. Aber Jerzy kam auch aus Chorzów – und war ein

ehemaliger Schulkamerad von ihm. Na, wenn das nur gut gehen würde, mit der Disziplin und so. Also machte Edward Woś, ohne es in seiner Unsicherheit selbst so richtig zu merken, ein dienstlicheres Gesicht als nötig, was seinen alten Bekannten Jerzy natürlich erst einmal gründlich verschnupfte.

Und dann lernte der frischgebackene Panzerkommandant seinen Ladeschützen kennen. Knapp drei Tage Soldat – mit Bahnfahrt –, wie man so sagt. Aus traurigen Augen blickte Jan Puniak seinen Kommandanten an und hielt auch nicht mit dem Grund seines Kummers hinter dem Berge. Heimweh!!! Nicht nach Mutters Rockzipfel – o nein. Viel schlimmer! Er hatte gerade geheiratet im September. Und im Oktober schon wurde er – Knall und Fall – einberufen.

Das fehlte mir noch, dachte Gefreiter Woś und sah trübe Zeiten für die so bunt zusammengewürfelte Besatzung heraufziehen.

Immerhin, nach einigen Wochen hatte sich das kleine Kollektiv schon einigermaßen zusammengelebt, und der Kommandant begann, etwas optimistischer in die Zukunft zu schauen. Nur vor dem unmittelbar bevorstehenden Gefechtsschießen graute ihm noch. Freilich, wenn man es gut über die Runden brächte, das wäre nicht schlecht für den Zusammenhalt in der Besatzung. Aber die Übung war schwer: Schießen während der Fahrt, sowohl mit der Kanone als auch mit dem MG. Na ja, vielleicht würde das Glück ein wenig mithelfen.

Doch das Glück ließ ihn im Stich .

„Als wir ins Gelände hinaus kamen, wollte ich verzweifeln“, erzählte uns Edward Woś über diesen Tag. „Ringsum nur dichter Nebel. Und wir hatten noch nie zusammen geschossen. Was sollte das nur werden. Da bekamen wir



Im Freundschaftszimmer des Regimentes „Deutsche Antifaschistische Kämpfer“ in Gubin. Nicht ohne Stolz zeigen die polnischen Soldaten dem Gast aus der DDR, daß sie auch mit der Entwicklung in seiner Heimat wohl vertraut sind.



auch schon den Befehl loszurollen. Na, ich sah nichts und der Richtschütze auch nichts. Also mußten wir uns einstweilen auf den Fahrer verlassen. Das war kein sehr schönes Gefühl für mich. Aber Jerzy erwies sich als Prachtkerl. ‚Ziel erkannt!‘ brüllte er plötzlich und fuhr genau auf die Scheibe los — so vorsichtig er konnte, damit der Panzer nicht allzusehr schwankte. Nur — im Zielfernrohr war immer noch nichts zu erkennen. Da riß Dieter Materlik den Rohrverschluß auf und richtete mit der Kanone grob an. Na, wir waren nicht mehr weit weg und hatten nicht mehr viel Zeit. Schließlich bekam ich das Ziel wenigstens noch ins Kommandantenbeobachtungsgerät und konnte den Richtschützen an Hand der Stricheinteilung etwas korrigieren. Da krachte es auch schon.
‚Zu kurz!‘ schrie Kaczmarek, der Fahrer. Also, in aller Eile etwas höher angerichtet und wieder losgeblättert. Diesmal war es ein Treffer. — Ja, und damit hatten wir uns gewissermaßen auf die ‚Nebel-Spezialschießmethode‘ eingespielt. Dem nächsten Ziel gingen wir ebenso zu Leibe — und als wir schließlich wie erschlagen aus dem Panzer kletterten, sagte uns der Kommandeur, daß wir mit ‚sehr gut‘ erfüllt hätten.“
„Also haben Sie doch Glück gehabt?“
„Wenn Sie so wollen, ja“, meint Gefreiter Woś ohne jede Spur von Verlegenheit. „Glück mit meiner Besatzung. Das habe ich begriffen, als wir auch die folgenden Schießen immer mit ‚sehr gut‘ hinter uns brachten. Das Kollektiv ist jetzt wie aus einem Guß! Das hat auch unserem Freund Puniak über sein Heimweh hinweggeholfen.“
Soweit die Geschichte dieser vier Czołgiści aus Gubin. Czołgiści sind Panzersoldaten der Polnischen Volksarmee, Waffenbrüder. Bestimmt begegnen manche von uns ihnen wieder — sei es im Übungsgelände in schwarzer Lederkombi, im Unterrichtsraum in der khakibraunen Dienstuniform oder — wer das Glück hat, einmal nach Gubin zu kommen — vielleicht auch im Wilhelm-Pieck-Museum.



Nicht nur beim Schießen zeigt sich, was eine Panzerbesatzung wert ist. Auch in vielen anderen Situationen muß sie sich bewähren. Beispielsweise, wie auf den beiden Fotos zu sehen, beim Überwinden schwierigen Geländes oder beim „Einbau“ des Panzers in die Verteidigung als fester Feuerpunkt.

Zwischen MARKALA und BAMAKO

Von seinen Begegnungen
mit Angehörigen
der malinesischen Armee
berichtet in Wort und Bild
ERICH ZÜHLSDORF



Die Fallschirmjäger gelten in Mali als Elitetruppe. Ihnen wird eine besonders sorgfältige Ausbildung zuteil. Zu ihren täglichen Obliegenheiten gehört auch der Wachdienst bei den wichtigsten Regierungsinstitutionen.

Den Grenzdienst im Norden, am Rande der Sahara, versehen Tuaregs. Den Traditionen und der Zweckmäßigkeit folgend, tragen sie auch heute noch als „Uniform“ ihren Boubou, den weißen Umhang, und einen Turban. ▶



ei Markala befindet sich der Niger-Staudamm mit seinen umfangreichen Bewässerungssystemen. Noch unter den Zeiten französischer Kolonialherrschaft errichtet, wäre er beinahe das Opfer abziehender Kolonialsöldner geworden. Aber die malinesische Befreiungsbewegung hatte die geplante Sprengung vereitelt. Und heute steht das Bauwerk unter dem besonderen Schutz der malinesischen Armee.

Unser „Land-Rover", ein geländegängiges Kübelfahrzeug britischer Herkunft, holpert auf dem Wege nach Markala auf ein Dorf zu.

Plötzlich steht vor uns ein Soldat auf der Straße, winkt, läßt uns anhalten. Er sieht übernächtigt aus, und das ist, wie sich herausstellt, gar kein Wunder. Seit fast drei Tagen wartet er hier bereits auf uns, um den aus der Hauptstadt, aus Bamako avisierten „Bildreporter mit Sondergenehmigung" befehlsgemäß zu seinem Kommandeur zu geleiten. Ja, ja, so eine Sondergenehmigung, wer die nicht hat... denke ich, während wir für den Soldaten ein halbwegs bequemes Sitzplätzchen zwischen Fotoausrüstung, Proviant und Schlafdecken zurechtmachen.

Der Zufall hatte mich schon einmal nach Markala geführt – allerdings ohne Sondergenehmigung. Und so hatte die Fahrt auch logischerweise bei dem am Staudamm stationierten Militärposten geendet – bis die per Funk aus der Hauptstadt angeforderten Auskünfte eine Weiterreise gestatteten. Da ich als Ausbilder der malinesischen Bildreporter bei der Nachrichtenagentur in Bamako bekannt war, dauerte das auch nicht lange. Von dem Film in meiner Kamera hatte ich mich allerdings trennen müssen.

Doch nun ist alles anders. Herzlich werden wir beim Stab der Einheit begrüßt und bewirtet. Falls wir irgendwelche Unterstützung benötigen, bitte schön, ich brauche es nur zu sagen. Schließlich rollen wir auf den Staudamm zu und treffen dort – denselben Posten, der mich seinerzeit arretiert hatte. Stramm salutiert er, und als ich mich dann ein wenig mit ihm unterhalte, strahlt er mich erfreut an. „Sie sind mir also nicht mehr böse – wegen damals?" fragt er und scheint sehr zufrieden zu sein, als ich ihm nachdrücklich versichere, daß er ja nichts als seine Pflicht getan habe.

Sie sind mir alle in angenehmer Erinnerung geblieben, die malinesischen Soldaten und Offi-

ziere, mit denen ich jemals zusammenkam. Und alle scheinen sie von einem geradezu brennenden Wissensdurst besessen zu sein. Am deutlichsten sah ich das an meinem malinesischen Freunde, dem Gefreiten Ladji. Gleich nach meiner Ankunft aus der DDR lernte ich ihn kennen. Er ist Bildreporter und bannt alle für die Armeeführung wichtigen Ereignisse auf seine Filme. Bei der gemeinsamen Arbeit im Labor der Nachrichtenagentur wurden wir Freunde.

Ladji ging freiwillig zur Armee – wie bisher alle seine Kameraden. Doch wird, wie Präsident Modibo Keita unlängst erklärte, auch in Mali demnächst die Wehrpflicht eingeführt. Die aktive Dienstzeit der Wehrpflichtigen soll voraussichtlich achtzehn Monate betragen.

Massenandrang im Stadion von Bamako. König Fußball schwingt sein Zepter auch über Mali. Ganz fanatische Enthusiasten versuchen, sich einen Platz im Innenraum des Stadions zu erkämpfen, denn die Tribünen sind ohnehin überfüllt. Doch da ist nichts zu machen – den Innenraum riegeln Soldaten hermetisch ab. Man könnte annehmen, es spiele heute eine Armeemannschaft. Doch das wäre ein Trugschluß. Die Soldaten sind bei jedem Punkt- und Länderspiel da, überhaupt bei jeder Großveranstaltung – als nicht zu übersehender ordnender Faktor. Und sie genießen Respekt, ebenso wie Sympathie. Denn man findet sie auf den Feldern bei der Ernte genausogut wie bei Sondereinsätzen während der Regenzeit, bei Hochwassergefahr und bei allen anderen Gelegenheiten, wo die Bevölkerung Hilfe braucht.



Aus der Sowjetunion stammen auch diese SPW. Und die malinesischen Soldaten wissen die Hilfe des sozialistischen Lagers sehr zu schätzen.

Stichwort: MALI

Bis Ende 1958 kolonialer Bestandteil Französisch-Westafrikas, löste sich der damalige Sudan am 22. September 1960 aus der „Französischen Gemeinschaft" und gab sich den Namen „Republik Mali". Die Republik hat 4 305 000 Einwohner (Stand 1962) und umfaßt eine Fläche von 1 204 021 km². Ihre Hauptstadt ist Bamako.

Mali gehört zu jenen afrikanischen Staaten, die konsequent die Interessen der afrikanischen Völker vertreten und gegen Kolonialismus und Neokolonialismus kämpfen. Die Regierung fördert den staatlichen Sektor in allen Bereichen der Wirtschaft und bemüht sich, auf dem nichtkapitalistischen Weg der Entwicklung des Landes voranzuschreiten.

Die junge Republik wird von den sozialistischen Ländern nach besten Kräften unterstützt. Beispielsweise gewährte die Sowjetunion 1961 einen Kredit von 40 Millionen Rubel. Zur Festigung der Beziehungen mit der DDR trugen u. a. der Abschluß eines Kulturabkommens im Jahre 1964 sowie der Besuch einer Volkskammerdelegation unter Leitung des Stellvertreters des Vorsitzenden des Staatsrates, Gerald Götting, im vergangenen Jahr wesentlich bei.

Die Nationalarmee Malis rekrutiert sich zu einem Teil aus ehemaligen (einheimischen) Angehörigen der französischen Kolonialarmee. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß es in der französischen Kolonialarmee, verteilt von Nordafrika bis Madagaskar, von Senegal bis Somaliland, im Jahre 1960 nicht mehr als 4 Oberste, 6 Majore, 31 Hauptleute sowie 157 Leutnantsdienstgrade nichteuropäischer Herkunft gab. Bei dem aus dieser Zeit übernommenen Personalbestand handelt es sich also in der Masse um Mannschaften und Unteroffiziere.

In einem mehrtägigen Seminar der bewaffneten Organe Malis im Oktober 1963, an dem 420 Offiziere, Unteroffiziere, Abgeordnete, Parteifunktionäre und Vertreter des öffentlichen Lebens teilnahmen, wurden zur Stärkung des neuen Charakters der Streitkräfte u. a. folgende Probleme behandelt:

- Die Aufgaben der Armee in der Geschichte und in verschiedenen gesellschaftlichen Einrichtungen;
- Geschichte und Aufgabe der Kolonialarmee;
- Die Erfahrungen und Perspektiven der malinesischen Armee;
- Die Rolle des malinesischen Offiziers, seine Einbeziehung in die Politik.

Eine Resolution, die am Schluß des Seminars angenommen wurde, legt fest, daß die Nationalarmee Malis, in Übereinstimmung mit der führenden politischen Partei, der Sudanesischen Union, immer den Interessen des Volkes zu dienen habe.

Vladimír Novák

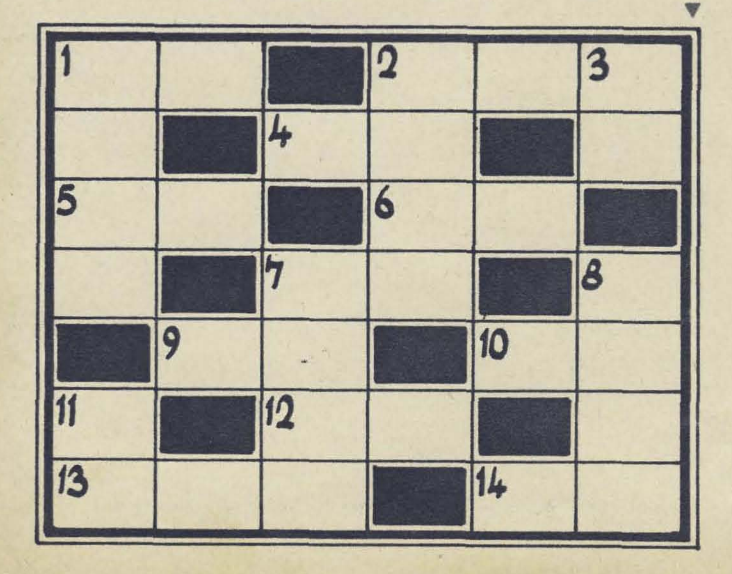


Die „Präsidentengarde“ für offizielle Anlässe.

SILBEN-KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Zierschnur, 2. Musikervereinigung, 4. Bühnenwerk von Ibsen, 5. von selbst, freiwillig, 6. Teil des Bienenstocks, 7. Fluß in Frankreich, 9. Schachfigur, 10. Körperorgan, 12. Verkaufsstelle, 13. überlieferte Erzählung, 14. Stichwaffe.

Senkrecht: 1. Berichterstatter einer Zeitung, 2. Reisegesellschaft in der Wüste, 3. Weinernte, 7. Brotaufstrich, 8. farbige Lichterscheinung am Himmel, 11. Hafendamm.

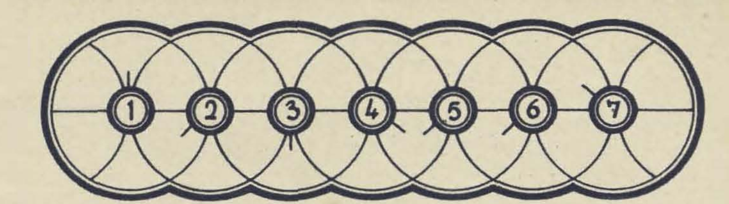


KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Hauptsadt der Mongol. Volksrepublik, 7. Luftverkehrsunternehmen der DDR, 11. norweg. Dramatiker, 12. europ. Staat, 16. Führer des größten Sklavenaufstandes, 21. Nagetier, 22. alljährl. Ausstellung in Erfurt, 24. aromat. Getränk, 25. weibl. Vorname, 26. Teil der Pflanze, 27. Luftreifen (Kurzform), 28. altes Längenmaß, 30. Baumfrucht, 31. griech. Küstenlandschaft, 32. Kaffernstamm, 33. Nebenfluß des Rheins, 35. Wasserstandsmesser, 38. früherer Name von Tokio, 40. franz. Landschaft, 41. bewegl. Sperrenmittel, 43. Trennungslinie, 44. Textilgewebe, 45. Geschütz, 46. sowj. Halbinsel im Nordpolarmeer, 48. Stadt in der Ukrain. SSR, 50. Soldat. Tugend, 52. Sowjetbürger, 55. tschech. Reformator, 57. Farbton, 59. Spitzenklasse im Sport, 60. Landschaftsform, 62. See in der Sowjetunion, 64. Stadt im Bez. Halle, 66. zweitgrößte Insel der Erde, 68. Hauptstadt des Jemen, 70. Abschieds-

gruß, 71. engl. Insel, 72. Ausdrucksform, 73. Metallstab für das Lichtbogenschweißen, 76. militär. Einheit, 78. größter österreich. Lyriker des 19. Jh., 79. altägypt. Königin (bekannte Kalksteinbüste), 80. geograph. Anschauungsmittel.

Senkrecht: 2. rum. Währungseinheit, 3. Konfekt, 4. Nebenfluß des Rheins in der Schweiz, 5. Turngerät, 6. Teil des Baumes, 7. Eiland, 8. ethischer Begriff, 9. franz. Währung, 10. Nachtvogel, 12. Bücherbeschreibung, 13. Hauptstadt Tibets, 14. Blume, 15. Ziffer, 17. Rauchware, 18. Anhänglichkeit, 19. Getränk, 20. Radsportdisziplin, 23. Sinnesorgan, 24. franz.: Kopf, 27. Landungsbrücke, 29. Nachtvogel, 34. Stadt in Hessen, 35. Fußhebel, 36. sandiges Gelände an der deutschen Nordseeküste, 37. Stadt in Nordfrankreich, 39. Strom in Südeuropa, 40. sowj. Schriftsteller, 42. Kraftfahrzeug (Abk.), 47. Gebirge in Griechenland, 49. nord. Gottheit, 50. Vogel, 51. Fluß in England, 53. Hast, 54. Sportmannschaft, 55. Südseeinsel, 56. Maschine zum Einholen der Ankerkette, 58. Stadt in Rumänien, 59. Fluß in Sibirien, 61. afrik. Hafenstadt, 63. Gestalt aus der „Fledermaus", 65. Hauptstadt Afghanistans, 67. deutscher Literaturkritiker (1896—1954), 69. mongol. Viehzüchter, 72. Lockergestein, 74. männl. Vorname, 75. Nebenfluß der Donau, 77. Himmelsrichtung.



▲

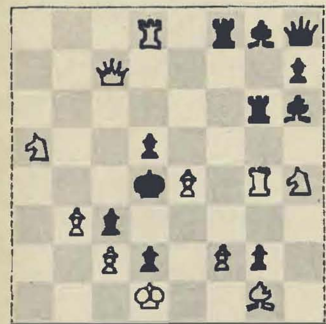
KREISLEISTE

Die zu suchenden Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in Uhrzeigerrichtung um das Zahlenfeld.

1. Luftkurort im Bezirk Erfurt, 2. Turngerät, 3. Reihe, Folge (Mehrzahl), 4. Gedichtform, 5. schmale Treppe, 6. niederländ. Freiheitskämpfer im 16. Jh., 7. blaues Kalium-Kobalt-Silikat.

Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben der oberen Felder — von 1 bis 7 gelesen — einen überschweren Wasserstoff.

SCHACHAUFGABE

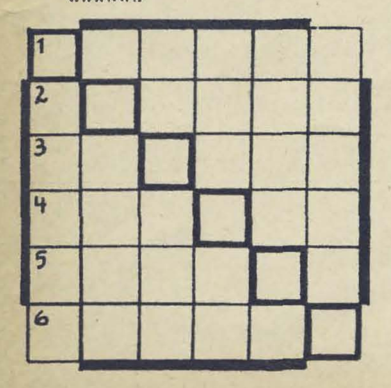


Matt in zwei Zügen

FÜLLRÄTSEL

1. Maskottchen für die Fußballweltmeisterschaft in England, 2. Kanton der Schweiz, 3. chem. Element, 4. keines Raubtier, 5. deutsche hervorrag. Schauspielerin, 6. Komponist der Oper „Der fliegende Holländer".

Bei richtiger Lösung ergibt die stark umrandete Diagonale ein chem. Element. Zur Verwendung kommen die Buchstaben: aa eee eee gg iiiii lllll m n r sss t u wwwwww



AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 2/1966

Aus zwei wird eins: Blechmusik — Imkerei — Autogramm — Terrasse — Horizontale — Lukmanier — Organelle — Nadelkap — Biathlon

Neuer Anfang: Orange, Kargo, Takt, Ober, Binde, Ewer, Rost, Seife, Tran, Ukas, Rotte, Masse — Oktobersturm.

Silbenkreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Ampere, 3. Neubauer, 5. Betatron, 7. Lehar, 9. Ladung, 10. Mole, 11. Effet, 12. Manie, 14. Tenor, 16. Anapa, 18, Versailles, 19. Parodie — Senkrecht: 1. Ampulle, 2. Rebe, 3. Neutron, 4. Erfindung, 6. Tabun, 8. Harmonie, 9. Lafette, 12. Manöver, 13. Luna, 15. Normandie, 16. Ales, 17. Papa.

Silbenrätsel: 1. Judo, 2. Angriff, 3. Gefreiter, 4. Dreyse, 5. Haubitze, 6. Unterstand, 7. Nöldner, 8. Dukla, 9. Ewald, 10. Dynamit, 11. Enderlein, 12. Sergeant, 13. Maschinengewehr, 14. Etappe, 15. Engan, 16. Richtkreis, 17. Elbflorenz, 18. Salut — „Jagdhunde des Meeres".

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Para, 5. Pasteur, 11. Lwow, 14. Sinus, 15. Mader, 16. Eger, 18. Starter, 20. Samt, 22. Lem, 23. Lorelei, 24. Agentur, 25. Lot, 27. Kos, 30. Makarow, 35. Karte, 37. Fanfare, 41. Oka, 42. Etui, 43. Jena, 44. Aal, 45. Bai, 46. Ebene, 49. Luv, 50. Krona, 51. Nauen, 52. Tobol, 53. Agent, 54. Tee, 55. Ziska, 58. Ahr, 59. Not, 61. Robe, 62. Ried, 63. Rat, 65. Element, 68. Fabel, 70. Alabama, 75. Ree, 78. Ise, 80. Brigade, 82. Krassin, 83. Inn, 85. Stil, 86. Elektra, 87. Urne, 88. Herve, 89. Krieg, 90. Sues, 91. Matrose, 92. Isel. — Senkrecht: 1. Poel, 2. Roem, 3. Kimono, 4. Ruder, 6. Asti, 7. Terror, 8. Umea, 9. Wanne, 10. Neruda, 12. Waal, 13. Watt, 17. Gera, 18. Sen, 19. RGW, 21. Moor, 26. Pak, 27. Kalb, 28. Sten, 29. Ifa, 30. Muskete, 31. Kolonne, 32. Rabatte, 33. Weinert, 34. Lumumba, 36. Leibnitz, 37. Fallada, 38. Navarra, 39. Alberta, 40. Eritrea, 46. Enz, 47. Eis, 48. Eta, 56. Isar, 57. Klee, 60. Oma, 64. Abt, 66. Lost, 67. Norden, 69. Becker, 71. Leiden, 72. Mann, 73. Agave, 74. Ade, 76. Ara, 77. Isere, 78. Isis, 79. Eibe, 81. Elba, 82. Kris, 83. Iris, 84. Nell.

RECHNEN UND RATEN:

85	+	87	=	172
:		−		+
17	+	41	=	58
5	×	46	=	230

Schach: Bekkelund. 1. Ta6 Se8 2. Sc3! matt (nicht 2. Sc7? S:S!); 1. . . . Sc4 2. Sf6! matt (nicht 2. Sb6? S:S) Die beiden Nebenspiele fügen sich organisch ein: 1. . . . S:f5 2. Sc7! und 1. S:d3 2. Sb6! matt.



Der 18. März ist Tag der Mongolischen Volksarmee und wird von den mongolischen Genossen in diesem Jahre zum 44. Male gefeiert. Wir gratulieren.

●

Am 20. April jährt sich zum 5. Male der Sieg der Revolutionären Streitkräfte Kubas bei Playa Giron. Auch dazu unseren herzlichen Glückwunsch.

●

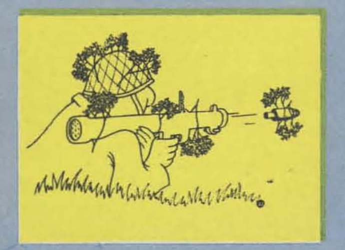
In der Polnischen Volksarmee findet eine neue Tradition Eingang: Die öffentliche Vereidigung der neuernannten Offiziere. Erstmalig fand diese feierliche Zeremonie im vergangenen Jahr auf dem „Platz des Sieges" in Warschau statt. In Anwesenheit führender Partei- und Staatsfunktionäre, des Ministers für Verteidigung sowie eines Vertreters des Vereinten Oberkommandos schworen die Absolventen von 14 Offiziersschulen u. a.: „. . . auf die ewigen Grenzen an der Oder, Lausitzer Neiße und Ostsee, auf das Andenken von sechs Millionen Polen . . . und der für ihr eigenes und der Menschheit Schicksal im Kampf gegen den Hitlerfaschismus gefallenen Soldaten . . ."

●

Über 70 Prozent aller Offiziere der Ungarischen Volksarmee entstammen der Arbeiterklasse. Dazu zählt auch der Minister für Landesverteidigung, Generaloberst Lajos Czinege, der im Zivilberuf Schmied ist. Mehr als 12 Prozent der Offiziere sind Söhne werktätiger Bauern. 80 Prozent gehören der Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei an. 35 Prozent verfügen über Hochschulbildung.

●

Seit Mitte vergangenen Jahres verstärkten sich die Auseinandersetzungen zwischen peruanischen Regierungstruppen und vorwiegend aus Bauern bestehenden Partisanengruppen.
Zentren des Aufstandes sind die Gebiete Huancavelica, Junin und Cuzco. Die Aufständischen verfügen über einen Sender, die „Stimme der Anden-Revolutionäre". Ihre Bewaffnung besteht zumeist aus erbeuteten Waffen der peruanischen Armee, die zu den stärksten und bestausgerüstetsten Lateinamerikas zählt.
Die Aktionen der Partisanen werden von der „Revolutionären Linksbewegung" (MIR) geleitet, die zugleich eine rege Agitation unter der Landbevölkerung aber auch in den Städten betreibt. Besonderen Anklang findet die MIR bei der peruanischen Jugend.





Soldatenhumor von Wieslaw Fuglewicz, Polen.

DER STREITKOLBEN DES JAN ZIZKA

Ja! heraus! heraus! Husaren!
panzerdicke deutsche Reiter!
Ziska kolbt euch eure Tage
kürzer und die Köpfe breiter.
Nikolaus Lenau

Gekreuzte Streitkolben schmücken die Schulterstücke der Offiziere und Generale der Tschechoslowakischen Volksarmee.

Entstanden aus der Keule — der einfachsten und ältesten Waffe —, fand der Streitkolben als Schlagwaffe des Reiters seit dem 11. Jahrhundert weite Verbreitung. In den osteuropäischen Ländern war er sogar noch im 18. Jahrhundert im Gebrauch. Er galt als Sinnbild der Befehlsgewalt des Offiziers, wurde zum Feldherrnstab.

Als Jan Žižka von Trocnov. der berühmte hussitische Heerführer, im Oktober 1424 in der Kirche von Čáslav beigesetzt wurde, hängten ihm die Getreuen seinen eisernen Streitkolben über das Grab, jene Waffe, die er ihnen so oft zu Kampf und Sieg voran getragen hatte.

Zweihundert Jahre später rächte sich der deutsche Kaiser während des Dreißigjährigen Krieges bei seinem Einfall in Böhmen für die im Volke immer noch lebendigen Siege der Hussiten über einheimische und ausländische Feudalherren: Er ließ das Grabmal Jan Žižkas zerstören und dessen Gebeine fortschaffen.

Dreihundert Jahre weiter stehen wiederum tschechische Patrioten im Kampf gegen deutsche Fremdherrschaft. Mit den Worten des hussitischen Kampfliedes „Fürchtet euch nicht vor dem Feind, achtet nicht seiner Übermacht", ruft Klement Gottwald sie zur antifaschistischen Aktion. Partisaneneinheiten und Widerstandsgruppen benennen sich nach hussitischen Heerführern, und das 1. Tschechoslowakische Armeekorps, das sich mit seinen sowjetischen Waffenbrüdern den Weg nach Prag freikämpft, schlägt sich mindestens ebenso entschlossen wie einst das Hussitenheer.

Noch heute steht das größte Reiterstandbild der Welt, das monumentale Žižka-Denkmal, auf dem Prager Vitkov-Hügel, dem Schauplatz seiner berühmtesten Schlacht. Und in Trocnov, dem Geburtsort Žižkas, liegt eine Kadettenschule der tschechoslowakischen Waffenbrüder. Auch sie verkörpert damit, wie die gekreuzten Streitkolben auf den Schulterstücken der Offiziere, die lebendige Tradition des revolutionären hussitischen Heerwesens. *hb*

DIENSTGRADABZEICHEN DER TSCHECHOSLOWAKISCHEN VOLKSARMEE

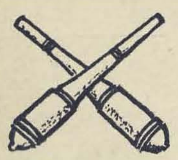
1 2 3 4 5 6 7

8 9 10 11 12 13 14

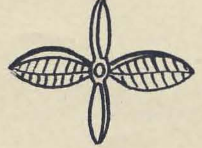
15 16 17 18 19 20 21

1 Soldat
2 Gefreiter
3 Unteroffizier
4 Unterfeldwebel
5 Feldwebel
6 Oberfeldwebel
7 Stabsfeldwebel
8 Unterfähnrich
9 Fähnrich
10 Oberfähnrich
11 Unterleutnant
12 Leutnant
13 Oberleutnant
14 Hauptmann
15 Major
16 Oberstleutnant
17 Oberst
18 Generalmajor
19 Generalleutnant
20 Generaloberst
21 Armeegeneral

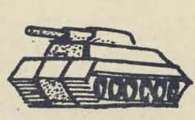
WAFFENGATTUNGEN DER TSCHECHOSLOWAKISCHEN VOLKSARMEE



Artillerie



Luftstreitkräfte



Panzertruppen



Mot.-Schützen



Kfz.-Einheiten



HEFT 3
MÄRZ 1966
PREIS MDN 1,-

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiři Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Major Lasar Georgiev, Sofia; Major László Serfőző, Budapest; Oberstleutnant Ion Nichifor, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28—31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Druck: VEB INTERDRUCK Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Redaktionsschluß dieses Heftes: 10. Januar 1966

Fotos: Flohr (3) Titel, S. 66, 67; Gebauer (29) S. 3, 8, 13, 14, 15, 16, 41, 42, 43, 47, 48, 49, 74, 75, 82, 83, 84, 85; Nixdorf (2) S. 19, 21; Zentralbild (5) S. 24, 25, 30, 31, 52; Militärbilddienst (2) S. 28, 79; Privat (2) S. 30, 31; Klöppel (1) S. 33; Morgenstern (1) S. 35; Archiv (8) S. 38, 39, 51, 78, 79; Progress (1) S. 50; Novotný (1) S. 53; Kronfeld (2) S. 59, 61; Drowski (1) S. 60; Borkowsky (1) S. 65; Friedrich (2) S. 72, 73; Zühlsdorf (4) S. 86, 87, 88, 89; Balinski (1) Rücktitel.

TITELBILD: Leichter Taucher der Volksmarine.

Zum erstenmal sah ich sie auf einer Budapester Bühne, und mein Interview war das erste in ihrem Leben. Teri Torday war damals eine junge Anfängerin, und keiner von uns beiden ahnte, daß „TT" – so nennen sie die Ungarn – in einigen Jahren ein Begriff sein würde. Heute gehört sie zu den besten Schauspielern ihres Landes. Vergangenes Jahr begegnete ich ihr anläßlich des Filmfestivals in Moskau wieder. Dieser Tag war „ein verregneter Sonntag". Warum in Anführung gesetzt? In einem Film gleichen Namens gab „TT" ihr Filmdebüt. Zahlreiche Streifen folgten, wie z. B. „Majestät auf Abwegen", der dem Publikum aus der DDR noch in Erinnerung sein dürfte. Teri Tordays Liebe und Interesse galt ursprünglich dem Lehrerberuf, bis man ihr eines Tages bei Dreharbeiten an einer



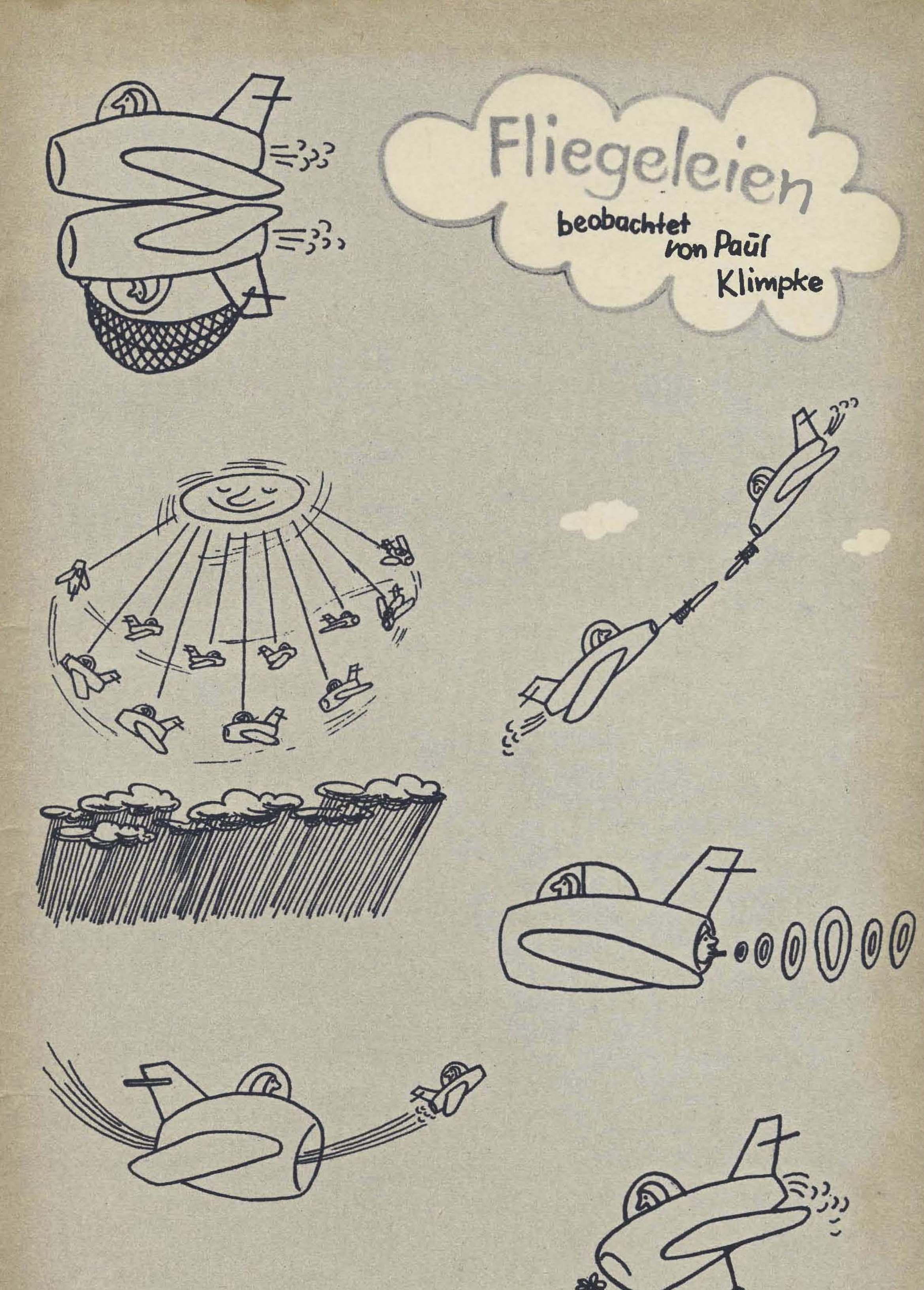
STAR-Palette

Schule eine kleine Rolle übertrug. „Übrigens", sagte sie mir, „glaube ich, daß beide Berufe etwas Gemeinsames haben. Der Schauspieler ist wie der Lehrer für viele Menschen ein Beispiel. Eine Fernsehrolle schrieb mir einmal eine etwas merkwürdige Kleidung vor. Schon nach einigen Tagen sah ich auf der Straße Mädchen, die ähnlich angezogen waren. Offenbar hatten sie nicht bedacht, daß es sich lediglich um eine Rolle handelte. Vielleicht hat die Jugend deshalb so viele Ideale?"

Teri Torday ist trotz vieler Filmerfolge und der Tätigkeit beim ungarischen Fernsehen der Bühne treu geblieben. Wer sich davon überzeugen und zudem noch einen genußreichen Theaterabend leisten möchte, der mache einen „Abstecher" nach Budapest, um „TT" in Tennessee Williams „Glasmenagerie" zu erleben; vorausgesetzt natürlich, er wäre ein Glückspilz und bekäme eine Karte.

„Jede Rolle ist gut", meint die blonde Ungarin zum Schluß unseres Moskauer Gesprächs, „man muß sie nur spielen können ..."

Roman Balinski



Index 31 036

